

Sterben früher und heute

Der Umgang mit dem Tod in Luzerner Landgemeinden
im Wandel der letzten hundert Jahre



Verfasserin

Anna Graf 6A

Kirchstrasse 3

6252 Dagmersellen

Betreuer

Raffael Fischer

Gütschhalde 2

6217 Kottwil

16.10.2017

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	5
2	Theoretische Einführung.....	7
3	Brauchtum rund um den Tod	10
3.1	Vom Sterbebett bis zur Beisetzung.....	11
3.1.1	Vorsehung und Sterbesakramente.....	11
3.1.2	Bekanntgeben des Todes	12
3.1.4	Zurechtmachen des Toten	14
3.1.5	Totenwache und Totenpsalter.....	15
3.2	Der Tag der Beisetzung	17
3.2.1	Leichenzug	17
3.2.2	Abschiedsfeier	18
3.2.3	Bestattung.....	21
3.2.4	Aufkommen der Kremation.....	22
3.2.5	Leichenmahl	24
3.3	Weiteres Gedenken an den Verstorbenen	25
3.3.1	Friedhofbesuch und Grabpflege	25
3.3.2	Siebter, Dreissigster und Jahresgedächtnis.....	26
3.3.3	Trauerphase bis zum Dreissigsten	27
3.3.4	Allerseelen.....	29
4	Fazit.....	30
5	Reflexion.....	33
6	Dank.....	35
7	Bibliographie.....	36
8	Abbildungsverzeichnis.....	38
9	Anhang.....	A 1
9.1	Zusätzliches Bildmaterial	A 1
9.2	Interview mit Sylvia Villiger	A 4
9.3	Interview mit Alfred Zemp	A 15
9.4	Interview mit Walter Steiger.....	A 21
9.5	Interview mit Hans Kammermann.....	A 27

9.6	Interviews mit Isidor Affentranger	A 38
9.6.1	Schriftliches Interview	A 38
9.6.2	Mündliches Interview	A 44
9.7	Interview mit Andreas Graf	A 58
10	Deklaration.....	D 1

1 Einleitung

«Er ist die grosse Herausforderung an unser Nichtwissen, er ist die letzte Schwelle, er ist der Richter unseres Lebens. Er war seit je und in allen Kulturen Faszination und Tabu zugleich. Der Tod als Meister, als unausweichliches Schicksal, als abschreckendes und anziehendes Geheimnis, der Tod als blanke Mauer, auf welche die Religionen ihre Botschaften schreiben.»¹

So lautet ein Zitat von Volkskundler Paul Hugger über die vielseitige Bedeutung des Todes für uns Menschen. Und tatsächlich: Wir leben in einer weit entwickelten Welt, in der die Wissenschaft schon so manches Mysterium aufgeklärt hat. Der Tod aber bleibt ein ungelüftetes Geheimnis, mit dem jeder Verstorbene uns Lebende fragend zurücklässt. Hugger bezeichnet dieses Geheimnis als zugleich abschreckend und anziehend, eine überaus faszinierende Mischung, welche mich zum Verfassen dieser Arbeit verleitet hat.

Vorweg möchte ich jedoch auf eine Schwierigkeit im Arbeiten mit der Todesthematik hinweisen, nämlich deren schier unendliche Breite und Vielfalt. Der Tod kann unter Zuhilfenahme äusserst vieler verschiedener Richtungen untersucht werden und beinhaltet für jeden Menschen auch eine bedeutende emotionale Komponente. Folglich ist für die Einhaltung des Rahmens einer Maturaarbeit eine strikte Themeneingrenzung unabdingbar.

Hierzu gehört die schon im Titel ersichtliche räumliche Eingrenzung auf die Luzerner Landschaft mit besonderem Blickpunkt auf die Gemeinde Dagmersellen, sowie auch die Begrenzung des Zeitraumes auf die letzten hundert Jahre.

Zudem beschränke ich mich abgesehen von der Spendung der Sterbesakramente ausschliesslich auf brauchwürdige Handlungen nach dem Todeseintritt. Von meiner Untersuchung somit ausgeschlossen sind der Sterbeprozess vor dem Tod und ebenso die genauere Betrachtung von Todesanzeigen, Särgen, Urnen und Grabsteinen.

Mit dieser Eingrenzung wäre meine Arbeit wohl am ehesten der Volkskunde zuzuordnen, doch auch soziologische und theologische Aspekte sollen nicht ausgeblendet werden.

Wie gehen wir Menschen um mit etwas, das unseren Horizont überschreitet? Wie hat sich dieser Umgang über die Jahre hinweg verändert und auf worauf kann diese Veränderung zurückgeführt werden? Und welche Bedeutung nimmt die Religion in der Trauerverarbeitung ein? Dies sind Fragestellungen, denen ich im Folgenden nachgehen möchte.

Dabei soll auf zwei Sichtpunkte etwas genauer eingegangen werden. Zum einen möchte ich ein spezielles Augenmerk auf den Einfluss der Säkularisierung bei Veränderungen im Umgang mit dem Tod legen. Was bleibt nach dem Tod von einem Menschen übrig, wenn der Glauben an Jenseits und Auferstehung nach und nach verschwindet?

Zum anderen möchte ich auf die relativ verbreitete These einer heute stattfindenden Tabuisierung des Todes eingehen. «Das Sterben wird verdrängt. Daher rührt in unserer Zivilisation die Angst vor dem Tod», schreibt beispielsweise der Schweizer Fotograf Michael von Graffenried, aus dessen Fotostrecke zum «Tabu Tod» auch das Titelbild dieser Arbeit stammt.²

¹ Hugger, Paul, Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Lichtenstein, Zürich 2002, Einband.

² Graffenried, Michael von, Swiss Image, Bern 1989, S. 113.

Ein weiterer Vertreter dieser Meinung ist der französische Historiker Philippe Ariès, welcher in seiner «Geschichte des Todes» vom aus der Öffentlichkeit ausgegrenzten und gefürchteten Tod spricht.³ Seine Ansichten werden in der theoretischen Einführung dieser Arbeit dargelegt und ihr Zutreffen auf die Luzerner Landschaft der letzten hundert Jahre soll darauffolgend im Hauptteil überprüft werden.

Als Hauptquelle für diese Untersuchungen dienen mir die sechs eigens für diese Arbeit geführten Interviews mit Fachpersonen, darunter zwei ehemalige Bestatter, eine Altersseelsorgerin, ein ehemaliger Altersheimleiter, ein früherer Friedhofsverwalter sowie der Pfarreileiter von Dagmersellen. Ebenfalls zentrale Quellen der Arbeit bilden die Dagmerseller Totenbücher von 1924 bis 2013, welche ich zwecks objektiver Datengewinnung untersucht habe. Als Ergänzung wirken schliesslich auch einige alte Pfarreiblattartikel zum Thema.

In Verbindung mit unterschiedlicher Literatur zur Todesthematik, insbesondere mithilfe der Erzählungen von Josef Zihlmann alias «Seppi a de Wegere» über Totenbrauchtum der Luzerner Napflandschaft der Zwanzigerjahre, sollen somit in jedem Kapitel die Entwicklung eines spezifischen Brauches und Hintergründe dazu aufgezeigt werden. Die Kapitelfolge entspricht hierbei grundsätzlich der gängigen Ereignisabfolge, chronologisch vom Eintritt des Todes bis zum Jahresgedächtnis. Hinzu kommen die beiden kurzen Exkurse über das Aufkommen der Kremation und Allerseelen.

Es handelt sich bei dieser Arbeit um den Versuch, innerhalb des begrenzten Zeitraumes von hundert Jahren eine zusammenhängende Entwicklung aufzuzeigen und dem Leser somit einen kleinen Überblick zu verschaffen. Und schliesslich handelt es sich auch um den Versuch, das umfassende und oft überfordernde Thema des Todes einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

³ Ariès, Philippe, Geschichte des Todes, München ¹³2015, S. 787-789.

2 Theoretische Einführung

Der Umgang mit dem Tod kann grundsätzlich über zwei Zugänge erforscht werden, schreibt der Schweizer Volkskundler Paul Hugger: «Der eine versucht, die Haltung des Menschen zu Sterben und Tod als eine überzeitliche und transkulturelle Konstante zu deuten, als zutiefst in der Psyche des Menschen verwurzelt. (...) Die zweite Richtung sieht das Verhältnis des Menschen zum Tod als historisch wandelbar und durch die jeweiligen Zeitströmungen bestimmt.»⁴ Vertreter dieser Vorgehensweise interessieren sich also für den kulturellen Wandel und die hieraus erfolgende Reaktion auf den Tod.

Diese Arbeit beleuchtet die Todesthematik unter Verwendung der zweiten beschriebenen Richtung. Vorreiter seien hier vor allem französische Geschichtsforscher gewesen, so Hugger, insbesondere der Historiker Philippe Ariès. In seiner von Kollegen häufig zitierten «Geschichte des Todes» teilt Ariès den Umgang mit dem Tod in verschiedene Phasen ein.⁵

Als «gezähmt» bezeichnet er den Tod im Frühmittelalter, wo Gawan, Ritter der Tafelrunde, seinen Todeszeitpunkt in zwei Tagen exakt voraussagen konnte.⁶ Ein angekündigter, schicksalsgebender Tod, dessen Einfachheit und Öffentlichkeit noch bis ins 18. Jahrhundert überdauerten, so Ariès.⁷

Ab dem zwölften Jahrhundert beobachtet der Historiker jedoch ein weiteres Element bezüglich des Umgangs mit dem Tod. Christliche Darstellungen des Jüngsten Gerichts mit der «Scheidung der Gerechten, die zum Himmel auffahren, von den Verdammten, die ins ewige Höllenfeuer hinabgestürzt werden», verbreiteten nun Angst und Schrecken vor dem Schicksal eines verstorbenen Menschen.⁸ Dies löste das Bedürfnis aus, etwas für das eigene Seelenheil und dasjenige seiner Angehörigen zu tun, schreibt Hugger.⁹

Im 19. Jahrhundert hielt schliesslich die Romantik Einzug in die Todesthematik, so Ariès, und das Jenseits wurde zum Wiedervereinigungsort liebender Angehöriger: «Da der Tod nicht das Ende des geliebten Wesens ist, so tief der Schmerz des Überlebenden auch sein mag, ist er weder hässlich noch furchterregend. Er ist schön, und der Tote ist auch schön.»¹⁰

Vom tabuisierten und verdrängten Tod, dem «in sich gekehrten Tod», spricht Ariès im 20. Jahrhundert, also im innerhalb dieser Arbeit behandelten Zeitraum. Die Todesverdrängung habe damit begonnen, dass Angehörige einem Todgeweihten dessen Schicksal nicht mehr offenzulegen vermochten. «Solche Verheimlichung hat den praktischen Vorteil, dass sie alle Zeichen beseitigt oder zurückhält, die den Kranken alarmieren könnten, insbesondere die Inszenierung des öffentlichen Aktes, der der Tod früher war, angefangen mit dem Auftritt des Priesters.» So sei es ab Mitte des 20. Jahrhunderts zur Norm geworden, den Priester erst zu rufen, wenn der Kranke bereits das Bewusstsein verloren hatte oder bereits tot war. Die Furcht vor der Konfrontation eines Todgeweihten mit dessen Schicksal

⁴ Hugger, Meister Tod, S. 26.

⁵ Hugger, Meister Tod, S. 32.

⁶ Ariès, Geschichte des Todes, S. 13 f.

⁷ Ariès, Geschichte des Todes, S. 42 f.

⁸ Ariès, Geschichte des Todes, S. 128 f.

⁹ Hugger, Meister Tod, S. 32.

¹⁰ Ariès, Geschichte des Todes, S. 601.

übertraf nun augenscheinlich die Angst, ohne Spendung der letzten Ölung im Fegefeuer zu landen. Die katholische Kirche passte sich dieser Entwicklung an, indem der Begriff «Letzte Ölung» im Zweiten Vatikanischen Konzil¹¹ durch «Sakrament der Krankensalbung» ersetzt wurde, was die direkte Verbindung zum Tod auflöste.¹²

«Seit Beginn des 20. Jahrhunderts war also die psychologische Disposition massgeblich, die den Tod aus der Gesellschaft ausklammerte, ihn seines öffentlich-zeremoniellen Charakters entkleidete und ihn zu einem in erster Linie den Nahestehenden vorbehaltenen Privatakt machte, von dem mit der Zeit sogar die Familie ausgeschlossen wurde, als die Krankenhauseinweisung der Todkranken allgemein üblich wurde», schreibt Ariès weiter.¹³ Die Medizin habe immer mehr Erklärungen für Geschehnisse liefern können, welche zuvor als vom göttlichen Schicksal bestimmt angesehen wurden, den Tod eingeschlossen. Der Glaube an das Böse, an den Teufel, verschwand, so der Historiker.

Welchen Platz nimmt der Tod jedoch ein, wenn das Böse nicht mehr existiert? Ariès kommt zum Schluss, dass das Sterben aus Mangel an befriedigenden Antworten aus dem Alltag verdrängt wurde: «Unter der Maske der medizinischen Technik haben die alten Wildheits- und Grausamkeitsvorstellungen unmerklich wieder Fuss fassen können. Der Tod im Krankenhaus, der bewusstlos an Schläuchen und Drähten hängende Moribunde¹⁴, wird heute immer mehr zum volkstümlichen Bild. (...) Der Glaube an das Böse war notwendig gewesen, um den Tod zu zähmen. Die Abschaffung des Bösen hat den Tod in den Zustand der Wildnis zurückversetzt.»¹⁵

Ein Beitrag im Dagmerseller Pfarreiblatt von 1928 mit dem Titel «Unser Glück, den armen Seelen helfen zu können» verdeutlicht, was mit dieser Aussage gemeint ist. Es handelt sich um die Geschichte eines Reformierten, der angesichts des plötzlichen Todes seines geliebten Bruders so in Angst um dessen Seelenheil war, dass er zum katholischen Glauben wechselte: «Euer Glaube bewirkt, dass man sich auch nach dem Tode noch helfen kann; Euere Gebete nehmen dem Grabe sein furchtbares Schweigen. (...) Zwischen Himmel und Erde hat euch Gott einen Abbüßungsort (das Fegefeuer) offenbart» (vollständige Erzählung im Anhang, S. A 1, Abb. 9).¹⁶ Ähnlich wie Ariès erkennt der Reformierte im Glauben an das Fegefeuer einen psychologischen Vorteil für den Hinterbliebenen, da diesem somit die klare und offenbar nützliche Aufgabe des Betens zufällt.

Ariès Sichtweise erweise sich als äusserst extrem und sei in letzter Zeit auch in vielerlei Hinsicht relativiert worden, schreibt Paul Hugger. Unbestreitbar bilden Ariès Gedanken jedoch ein grundlegendes Raster für viele Studien und seien in einem gewissen Sinn auch zum Gemeingut geworden.¹⁷

¹¹ Das von Papst Johannes XXIII ausgerufene Zweite Vatikanische Konzil dauerte von 1962 bis 1965 und hatte den Auftrag der Anpassung der Kirche an die moderne Welt. Vgl. Rahner, Karl / Vorgrimler, Herbert, Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums mit Einführungen und ausführlichem Sachregister, Freiburg i. Br. 1966, S. 24 f.

¹² Ariès, Geschichte des Todes, S. 717 – 720.

¹³ Ariès, Geschichte des Todes, S. 736.

¹⁴ Medizinische Fachsprache für einen Sterbenden, Vgl. Artikel «moribund», in: Bibliographisches Institut Mannheim/Wien/Zürich (Hg.), Meyers Taschenlexikon, 10 Bde., Mannheim 1985.

¹⁵ Ariès, Geschichte des Todes, S. 787 – 789.

¹⁶ O. V., Unser Glück, den armen Seelen helfen zu können, in: Kath. Pfarramt Dagmersellen, Pfarrblatt für die katholische Pfarrei Dagmersellen, Nr. 27, Dagmersellen 1928.

¹⁷ Hugger, Meister Tod, S. 33 f.

«Weder das Individuum noch die Gemeinschaft sind stark und stabil genug, den Tod anzuerkennen»¹⁸, lautet das vernichtende Urteil des französischen Historikers. Er sieht in der heutigen Gesellschaft also eine Verdrängung des Todes, ausgelöst durch eine in diesem Bereich herrschende Überforderung und Unwissenheit der Menschen.

Er schreibt jedoch auch von Versuchen verschiedener Soziologen und Psychologen, dies zu ändern: «Man ist immer noch darauf aus, den Tod mit dem Glück zu versöhnen. Er soll lediglich zum diskreten, aber würdigen Ende eines befriedigten Lebens werden, zum Abschied von einer hilfreichen Gesellschaft, die nicht mehr zerrissen noch allzu tief erschüttert wird von der Vorstellung eines biologischen Übergangs ohne Bedeutung, ohne Schmerz noch Leid und schliesslich auch ohne Angst.»¹⁹

In dieser Ausdrucksweise zeigt sich, wo Ariès eine grosse Schwierigkeit im heutigen Umgang mit dem Tod sieht: dessen Bedeutungsverlust angesichts des im Zuge der Säkularisierung verlorenen Glaubens an ewiges Leben im Jenseits, wodurch die Menschen nun buchstäblich vor dem Nichts stehen.

¹⁸ Ariès, Geschichte des Todes, S. 788.

¹⁹ Ariès, Geschichte des Todes, S. 789.

3 Brauchtum rund um den Tod

Der Tod ist mit vielen Traditionen verbunden. Einige sind heute noch bekannt, wie das Läuten der Totenglocken bei einem Todesfall.²⁰ Andere sind im Laufe der Zeit verlorengegangen, so etwa das Beten des Totenpsalters (siehe Kap. 3.1.4). Die untenstehende Tabelle von Regula Bochsler liefert bezüglich der Entwicklung verschiedener Bräuche rund um den Tod einen guten Überblick, weshalb ich mich innerhalb dieses Kapitels des Öfteren darauf beziehen werde. Hierbei gilt die Annahme, dass sich diese Traditionen in der ländlichen Luzerner Landschaft grundsätzlich länger hielten als im Aargau, aus dessen Gemeinde Oberwil Bochsler ihre Daten gewonnen hat.

Tabelle: Brauchpraktiken und Brauchelemente im Wandel

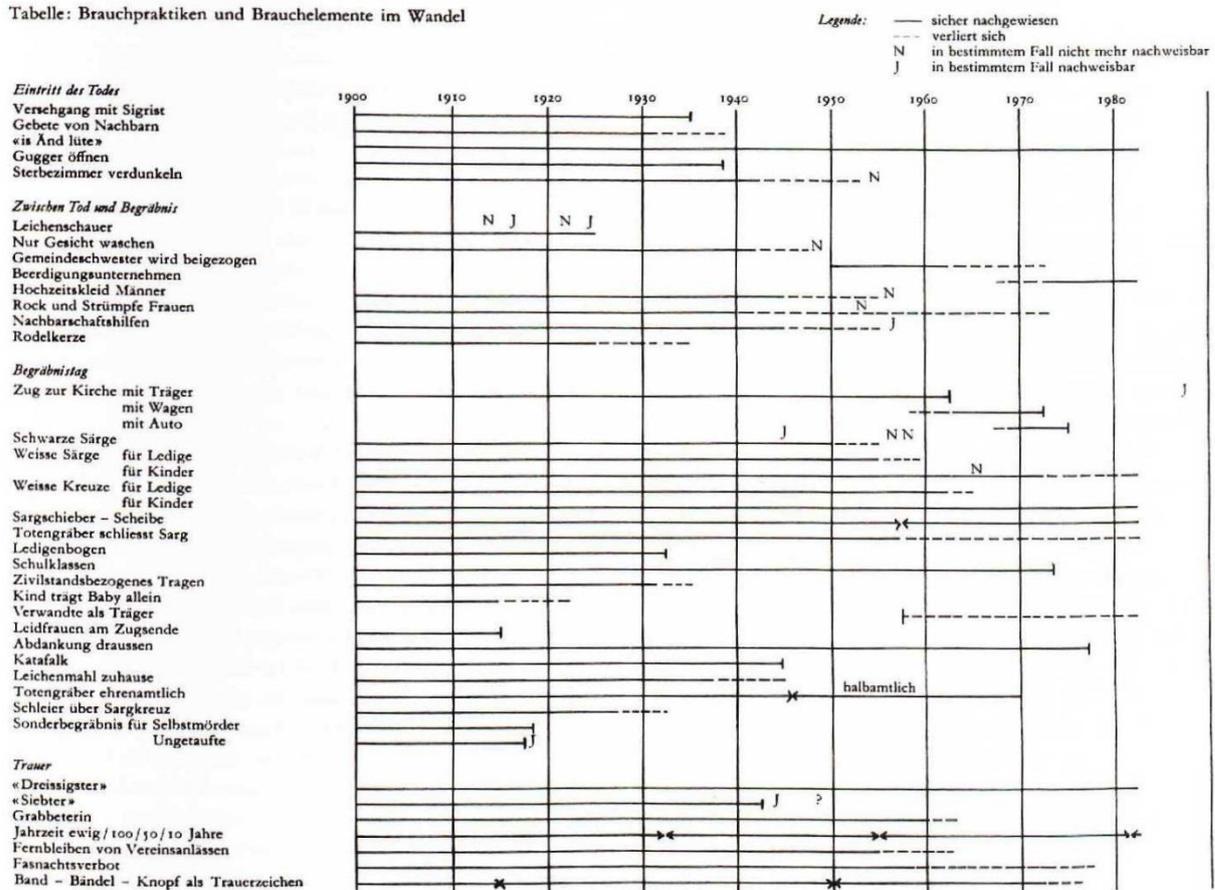


Abb. 1
 Tabelle über Brauchpraktiken und Brauchelemente in Oberwil (AG) von 1900 bis 1980 (Hauser, Von den letzten Dingen)

²⁰ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 58.

3.1 Vom Sterbebett bis zur Beisetzung

3.1.1 Versehgang und Sterbesakramente

Wie in der Einleitung bereits dargelegt, entzieht sich die Spendung der Sterbesakramente genau genommen dem Umfang dieser Arbeit. Josef Zihlmanns Schilderungen in «Wie sie heimgingen» zeigen jedoch, dass der Versehgang bis zirka 1930 eine unheimlich grosse Bedeutung für die Menschen in ländlichen Gegenden einnahm²¹, weshalb er auch hier behandelt werden soll.

Tatsächlich rührte diese Wichtigkeit von der tief geprägten Angst her, ohne die Sterbesakramente hinscheiden zu müssen. Das verdeutlichen Josef Zihlmanns Erzählungen aus der Napflandschaft der Zwanzigerjahre: «Eines plötzlichen Todes sterben, ohne Beistand eines Priesters, war nach dem Volksglauben Inbegriff und Höhepunkt aller Tragik.» Zu verstehen sei diese Angst nur, wenn man sich der damaligen Auslegung der kirchlichen Lehre bewusst werde. Ohne Erhalt der heiligen drei Sterbesakramente Beichte, Kommunion und Krankenölung warteten nach früherem Verständnis Fegefeuer oder ewige Verdammnis auf den Verstorbenen.²²

Daraus ergab sich eine grosse Verantwortung für den Priester im Wettlauf mit dem Tod. Doch trotz gebotener Eile war der Versehgang mit viel Feierlichkeit verbunden: «Immer musste der Sigrist oder ein Ministrant mit. Beide, Priester und Begleiter, gingen im weissen Chorrock, voraus der Sigrist mit der Verwahrlaterne, in der eine Kerze brannte; am Bügel der Laterne hing ein Glöcklein, das dazu diente, den Leuten das Vorbeigehen des Priesters mit dem Allerheiligsten²³ anzukünden»²⁴ (siehe Abb. 2).

Auch die Totenbücher von Dagmersellen zeugen von der grossen Bedeutung der Sterbesakramente. «Welche Sakramente empfing der Verstorbene vor dem Tode und wer spendete sie?» heisst es in einer Spalte. Im Totenbuch von 1924 bis 1954 zeigt sich, dass praktisch jeder Verstorbene alle Sterbesakramente erhalten hat.²⁵ Gelegentlich finden sich jedoch Ausdrücke wie «keine» oder «nur die hl. Ölunge». Ohne Ausnahme stehen bei den Bemerkungen in diesen Fällen dann Todesursachen, die auf einen plötzlichen und unerwarteten Tod hinweisen.



Abb. 2
Versehgang im weissen Chorrock: Hinten der Priester, vorne ein Ministrant mit Verwahrlaterne (Zihlmann, *Wie sie heimgingen*)

²¹ Zihlmann, Josef, *Wie sie heimgingen*, Willisau 1995, S. 14.

²² Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 14.

²³ Mit dem Allerheiligsten sind die konsekrierten (geweihten) Hostien gemeint. Vgl. Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 60.

²⁴ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 23.

²⁵ Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1924 – 1954.

Um einige Beispiele zu nennen: Hirnschlag, Herzschlag, Autounfall, Herzlähmung, Ertrinken im Jauchebehälter, Wespenstich in den Hals, Ermordet oder Erhängt (siehe Anhang S. A 2, Abb. 9). Auch in den Aufzeichnungen von 1954 bis 1984 finden sich Ausdrücke wie «Hl. Ölung (bedingungsweise)» (siehe Anhang S A 2, Abb. 10).²⁶ Das in Klammer gesetzte «bedingungsweise» soll wohl zeigen, dass das Fehlen der anderen beiden Sakramente nicht gewollt war, sondern sich vielmehr aus den Umständen des Todes ergeben hat. Allein schon die umfassende Protokollierung zeugt von der grossen Wichtigkeit der Sterbesakramente.

Erst ab 2000 ist die dazugehörige Spalte durchgehend leer.²⁷ Dies bedeutet nicht, dass keine Sakramente mehr gespendet werden, wie sich im Interview mit Andreas Graf, Pfarreileiter von Dagmersellen, zeigt: «Seit 2000, als ich hierher kam, werden die erhaltenen Sakramente nicht mehr ins Totenbuch eingetragen.» Klar sei aber, dass die Sterbesakramente einen Bedeutungsverlust erlitten haben: «In den letzten Jahrzehnten hat es auch von der Kirche her eine Verschiebung gegeben. Man spricht nicht mehr von der letzten Ölung, sondern von der Krankensalbung, die mehr als Lebenshilfe oder als Hilfe beim Sterben gesehen wird. Die Krankensalbung wird deshalb in einer gemeinsamen Feier regelmässig allen gespendet, die dies wünschen» (siehe Kap. 2). Eine absolute Seltenheit sei heute die Beichte.²⁸

Zusammenfassend zeigt sich deutlich eine Häufigkeits- und Bedeutungsabnahme der Spendung der Sterbesakramente. Im Luzernischen liegen die Anfänge dieser Entwicklung vermutlich in den Siebzigerjahren, denn ab 1973 wird der Spender der Sterbesakramente im Dagmerseller Totenbuch nicht mehr aufgeführt und die Anzahl leerer Felder in der Sparte der gespendeten Sakramente nimmt zu.²⁹ Dieser Wandel kann einerseits auf die Säkularisierung und die damit verschwundene Angst vor dem Fegefeuer zurückgeführt werden. In Anbetracht von Ariès Schriften zeigt sich als zusätzlicher Erklärungsgrund das mit dem Herbeirufen eines Geistlichen einhergehende und oft gefürchtete Eingeständnis, dass die betroffene Person nun tatsächlich in die Sterbephase eingetreten ist. Um den baldigen Tod eines Angehörigen nicht als unausweichlich zu kennzeichnen, wird also auf das Herbeirufen des Seelsorgers verzichtet.³⁰

3.1.2 Bekanntgeben des Todes

Folgendes Kapitel soll Aufschluss darüber geben, wie die Nachricht eines sich kürzlich ereigneten Todesfalles während der vergangenen hundert Jahre im Dorf verbreitet wurde.

Diesbezüglich ist das von Zihlmann als «Ändzeie lüüte»³¹ bezeichnete Läuten aller Kirchenglocken zu nennen.³² Selbiges geschah jeweils während der Verkündigung des geschehenen Todesfalles im

²⁶ Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1954 – 1984.

²⁷ Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1984 – 2013.

²⁸ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 59.

²⁹ Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1954 – 1984.

³⁰ Ariès, Geschichte des Todes, S. 719.

³¹ «Ändzeie lüüte» oder «is Änd lüte» sind Ausdrücke auf Mundart für das durch auffälliges Läuten mehrerer Kirchenglocken getätigte Verkünden des Endes eines Lebens in der Pfarrgemeinde. Vgl. Zihlmann, Wie sie heimgingen, S. 47.

³² Zihlmann, Wie sie heimgingen, S. 47.

Gottesdienst des darauffolgenden Tages und beinhaltete folgende Worte des Priesters: «Andächtige im Herrn! Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, von diesem zeitlichen in das ewige Leben abzubrufen (den Mann, die Frau, die Jungfrau) N. N. von X., welche(r) mit den heiligen Sterbesakramenten versehen gestern um...Uhr, wie wir hoffen, selig im Herrn verschieden ist. Die Beerdigung wird...gehalten werden. Lasset uns diese hingeschiedene Seele der unendlichen Barmherzigkeit Gottes anempfehlen und für sie beten zu Ehren der heiligen fünf Wunden Jesu Christi fünf Vater unser, fünf Ave und den Glauben. – In dieses Gebet wollen wir einschliessen die nächststerbende Person unserer Pfarrei, dass ihr Gott die Gnade verleihe vor ihrem Hinscheiden die Heiligen Sterbesakramente würdig zu empfangen und eine glückliche Sterbestunde zu erlangen.»³³

Noch heute werden im Sonntagsgottesdienst die Todesfälle der vergangenen Woche verkündet, bestätigt Pfarreileiter Graf. Allerdings nicht in einem solchen Umfang, wie es damals üblich war. Doch auch der Brauch der Totenglocken habe sich gehalten (siehe ebenfalls Abb. 1, S. 9.: «is Änd lüte»). Ausserdem zeige die Bevölkerung ein grosses Interesse bei Todesfällen: «In Dagmersellen läuten wir, wenn jemand gestorben ist, mittags um 12.30 Uhr fünf Minuten lang mit der Totenglocke. (...) Als wir noch keine Homepage hatten, kamen die ersten Leute schon während dem Läuten zum Anschlagkasten, um zu sehen, wer gestorben ist. Heute sehen wir, dass die Zugriffszahlen auf unsere Homepage nach dem Läuten der Totenglocke in die Höhe schnellen.»³⁴

Das Bedürfnis, zu wissen, wer im Dorf gestorben ist, scheint also eine konstante Grösse zu bilden. Die Übermittlungsmethoden sind jedoch offensichtlich moderner geworden. So wurde die mündliche Verbreitung einer Todesnachricht im Dorf nach und nach durch die Todesanzeige abgelöst, schreibt Paul Hugger: «Der Hinschied eines Menschen wird heute, wenn überhaupt, durch die Todesanzeigen in der Presse Bekannten und Freunden mitgeteilt. Fern liegen die Zeiten, wo dies durch besondere Todesboten geschah.»³⁵

In der Napflandschaft fanden sich laut Zihlmann schon vor 90 Jahren Todesanzeigen in den Lokalblättern. Die meisten Leute hätten sich dies allerdings nicht leisten können. Und für gekonnte Formulierungen hätten viele die Hilfe des Pfarrers oder des Lehrers im Dorf benötigt.³⁶

Neuerdings wird diese Hilfeleistung von Bestattungsunternehmen angeboten, kostenpflichtig versteht sich: «Der Bestatter Egli bietet jetzt zusätzlich auch noch Todesanzeigen an, das habe ich nicht gemacht. Einige sind dann irrsinnig froh, wenn sie dadurch weniger zu tun haben, andere machen es aber lieber selbst», sagt der ehemalige Bestatter Alfred Zemp.³⁷

Dem Bedürfnis nach professioneller Hilfe im Umgang mit dem Tod kommen seit letzter Zeit also immer häufiger Bestattungsunternehmen entgegen.

³³ Verkündbuch für die Pfarrkirchen des Kantons Luzern, 1899. Vgl. Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 46.

³⁴ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 58 f.

³⁵ Hugger, *Meister Tod*, S. 111 f.

³⁶ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 44.

³⁷ Interview mit Alfred Zemp am 16.6.2017, S. A 18.

3.1.4 Zurechtmachen des Toten

Die anschaulichsten Erzählungen zum Vorgehen nach einem Todesfall in Luzerner Landsgemeinden vor rund hundert Jahren finden sich bei Josef Zihlmann. Zum Zeitpunkt des Todes war die ganze Familie im Haus versammelt, Sterben im Spital war 1920 noch eine Seltenheit. Das Waschen übernahmen meist nicht die Familienmitglieder, sondern die für ein kleines Entgelt herbeigerufene fromme alte Jungfrau, die «Bätteri» oder «Dryssgischbätteri»³⁸. Sie war für die Totenwache verantwortlich, denn ein Toter durfte nicht alleingelassen werden. Sie kleidete den Toten auch mit seinen Sonntagskleidern ein, welche sonst für den Gang in die Kirche getragen wurden. Auf diese Weise wurde der Leichnam im nun verdunkelten und mit Blumen geschmückten Totenzimmer aufgebahrt. Hierzu gehörte unabdingbar das gesegnete Sterbekreuz, von denen man stets einige im Haus hatte. Es musste zwingend aus Holz sein, schliesslich sei der Erlöser selbst am hölzernen Kreuz gestorben. Für spätere Besucher stellte man eine Schale Weihwasser mit eingetauchtem «Sefi»³⁹ - oder Buchsstrauss bereit. Bei diesen Vorbereitungen halfen auch die Familienmitglieder mit, denn es war äusserst wichtig, «e schöni Lych»⁴⁰ zu haben.⁴¹



Abb. 3
Aufgebahrte tote Frau in Altdorf (UR) mit Sterbekreuz, Blumen, Kerzen und Weihwasserschale
(Hauser, Von den letzten Dingen)

Das Zurechtmachen der Leiche wurde ab 1950 nach und nach vom Bestatter übernommen. Walter Steiger, der von 1959 bis 2010 als Bestatter in Dagmersellen tätig war, hat den Hinterbliebenen oft die ganze Arbeit mit dem Leichnam abgenommen: «Und grundsätzlich versuchten wir immer, die Vorbereitungen ohne die Angehörigen im Zimmer zu treffen, damit sie nicht zusehen müssen. Manchmal muss der Tote noch gewaschen werden, das ist kein schöner Anblick.» Normalerweise hätten sie den Leichnam dann schon in den Sarg gelegt und schön zurechtgemacht, bevor sie die Angehörigen wieder dazu baten.⁴²

In Alfred Zemps frühen Zeiten als Bestatter war es üblich, dass ein weisses Totenkleid speziell für den Todesfall im Schrank aufbewahrt wurde.

³⁸ Die «Bätteri», schriftdeutsch Beterin, hatte den Auftrag, für das Seelenheil eines Verstorbenen im Jenseits zu beten. Dies tat sie während dreissig Tagen ab dem Todeszeitpunkt, deshalb auch der Zusatz «dryssgisch». Vgl. Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 54.

³⁹ Juniperus Sabina, ein Wacholderstrauch. Vgl. Artikel «Sadebaum», in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, deutsche Ausgabe, <https://de.wikipedia.org/wiki/Sadebaum> (3.10.2017).

⁴⁰ Schweizerdeutsch für «eine schöne Leiche»

⁴¹ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 41-43.

⁴² Interview mit Walter Steiger am 22.6.2017, S. A 21 f..

Die einfachen Bauersleute der Napflandschaft der Zwanzigerjahre konnten sich den Luxus eines nur einmal verwendeten Kleidungsstücks wohl aber nicht leisten und griffen deshalb auf die Sonntagskleidung zurück. Heutzutage steht den Betroffenen die Wahl zwischen «Totehömmli»⁴³ und Alltagskleidung offen.⁴⁴

Eine bedeutende Veränderung ist die Tatsache, dass heute immer weniger Menschen zu Hause sterben. Deutlich häufiger sind die Sterbeorte Altersheim oder Spital. 1951 ereigneten sich 45 Prozent aller Todesfälle in der Schweiz im Spital. 1979, also 18 Jahre später, waren es schon 57 Prozent. Somit ist eine klare Zunahme an Todesfällen in öffentlichen Institutionen zu verzeichnen, Tendenz steigend.⁴⁵

In diesen Fällen ist das Waschen und Ankleiden Aufgabe des Pflegepersonals, wie das Interview mit Isidor Affentranger, dem ehemaligen Leiter des Alterszentrums Eiche in Dagmersellen, zeigt. Anders als Bestatter Steiger meint er jedoch, man bemühe sich in der Eiche um Einbezug der Angehörigen beim Zurechtmachen des Toten: «Manchmal wollen die Angehörigen auch alles selbst machen, dann legen wir einfach alles bereit, die Gefässe zum Waschen und Salben. Das ist völlig okay so. Aber eher in der Minderheit. Ich persönlich denke aber, dass es ein Teil ist, der zur Trauerverarbeitung beiträgt.»⁴⁶

Während in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts also noch die ganze Familie mithalf bei der Herichtung des Totenzimmers, welches für die zahlreichen späteren Besucher einen guten Eindruck machen musste, werden in Dagmersellen spätestens seit 1975 keine Toten mehr zu Hause aufgebahrt. Das mag zum einen an höheren Hygieneansprüchen liegen. 1972 wurde auf dem Dagmerseller Friedhof eine Leichenhalle errichtet, in der die toten Körper seitdem gekühlt aufgebahrt werden.⁴⁷

Es könnten jedoch durchaus auch psychologische Gründe für diesen Wandel verantwortlich sein. Einige wollten den Leichnam eines verstorbenen Angehörigen gar nicht mehr sehen, meint Seelsorger Andreas Graf. Das gelte es zu respektieren.⁴⁸ Treffend erscheint hierzu auch ein Zitat von Volkskundler Paul Hugger: «Mitbewohnern wäre es befremdlich, zu wissen, dass jemand unter dem gleichen Dach im Sterben liegt. Und wer würde sich ohne Zögern in das gleiche Bett legen, in dem ein Familienangehöriger vor kurzem gestorben ist? Ein Verhalten, das früher selbstverständlich war.»⁴⁹

3.1.5 Totenwache und Totensalter

Bei Totenwache und Totensalter handelt es sich um sehr alte Bräuche, die noch bis etwa in die Dreissigerjahre praktiziert wurden (siehe Abb. 1, S. 10: Gebete von Nachbarn). Die Totenwache basiert auf dem Glauben, für eine verstorbene Seele müsse unaufhörlich gebetet werden, damit sie auch sicher ins Jenseits gelange.

⁴³ Schweizerdeutsch für «Totenhemd»

⁴⁴ Interview mit Alfred Zemp am 16.6.2017, S. A 16.

⁴⁵ Hauser, Von den letzten Dingen, S. 195

⁴⁶ Interview mit Isidor Affentranger am 28.6.2017, S. A 47.

⁴⁷ Interview mit Walter Steiger am 22.6.2017, S. A 23.

⁴⁸ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 59.

⁴⁹ Hauser, von den letzten Dingen, S. 195.

Welche grosse Bedeutung dieser Pflicht zugeschrieben wurde, zeigt Zihlmanns Beschreibung der dreissigtägigen Beschäftigung der «Bätter» (siehe auch Kap. 3.1.3): «Sie sitzt nun Tag und Nacht im Halbdunkel des Totenzimmers auf einem Stuhl, sieht kaum die Menschen an, die da kommen, bewegt ohne Unterlass ihre Lippen, manchmal glaubt man ein kaum hörbares, lispelndes Gebet wahrzunehmen.»⁵⁰

Auch der Totenpsalter wird von Zihlmann als faszinierendes Phänomen früherer Zeiten dargestellt: «Es gehört zum Seltsamsten, was ich in meinem Leben erfahren habe, diese Psalterabende im Hause eines Toten.» Es handelte sich dabei um die insgesamt fünfviertelstündige Abfolge von drei Rosenkranzgebeten, abgeschlossen mit je fünf Vaterunsern und fünf Ave Maria, dem «Föifi».⁵¹

Solche Psalterabende seien oft gut besucht gewesen, schreibt Zihlmann weiter: «Manchmal war das halbe Dorf beieinander (...) Es handelte sich dabei nicht einfach um einen schicklichen Kondolationsbesuch; man wollte vielmehr etwas für den Verstorbenen tun, und man glaubte auch ganz problemlos an die Wirkung des Gebets für das Seelenheil des Dahingegangenen.»⁵²

Heute ist dieser Beistand gegenüber einem Verstorbenen eher auf die Sterbezeit vor dem Tod verlegt. Freiwillige organisieren sich in Sitzwach- und Sterbebegleitgruppen, um Sterbende in ihren letzten Stunden zu begleiten.⁵³

Nach dem Tod steht die Trauer der Angehörigen im Vordergrund. So schrieb Marianne Jäger in einer Lizentiatsarbeit am Volkswissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich: «Allerdings wird der Tod mehr und mehr nicht nur ausschliesslich als Übergang, als „Rite de Passage“ für den Verstorbenen interpretiert, sondern immer mehr als „Rite de Passage“ für die hinterbliebene Familie... Nicht mehr der Zustand und die Bestimmung des Verstorbenen, sein Weiterleben im Jenseits, ziehen grösste Aufmerksamkeit auf sich, sondern das Weiterleben der Familie innerhalb der Gesellschaft.»⁵⁴

Hier zeigt sich, dass frühere Vorstellungen vom Fegefeuer nicht mehr verbreitet sind. Ohne den Glauben an eine Bestrafung für die eigenen Sünden oder an irgendeine Form von «Leben danach» besteht letztendlich auch keine Notwendigkeit des Betens für eine verstorbene Seele. Hierin liegt wohl auch das Verschwinden von Totenwache und Totenpsalter um 1930 begründet.

Im Gegenzug wird der Verlust eines Angehörigen mit der neuen säkularisierten Sichtweise als tragischer und einschneidender wahrgenommen, da dadurch auch die Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits verlorengegangen ist. Wie Marianne Jäger erkannt hat, erlangt die Trauerarbeit, ein von Sigmund Freud geprägter Begriff⁵⁵, dadurch grössere Bedeutung.

⁵⁰ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 54.

⁵¹ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 60 – 67.

⁵² Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 59.

⁵³ Interview mit Isidor Affentranger am 28.6.2017, S. A 44.

⁵⁴ Hauser, *Von den letzten Dingen*, S. 266.

⁵⁵ Hugger, *Meister Tod*, S. 116.

3.2 Der Tag der Beisetzung

3.2.1 Leichenzug



Abb. 4
Schwarz gekleidete Frauen beim Leichenzug über den Dagmerseller Löwenplatz, 1926 (Privatbesitz Familie Steiner-Schwab)

Die Inszenierung eines typischen Leichenzuges im Grossdietwiler Freilichttheater «Die Stickerin und der Fergger» findet sich im Anhang auf Seite A 3. Walter Steiger erinnert sich noch gut an den Sargtransport im von Pferden gezogenen Leichenwagen: «Vor dem Leichenwagen ging der „Chrüzlträger“⁵⁶ und hinten der Herr Pfarrer, die Ministranten und die Kranzträgerinnen. Dann die Angehörigen, die Nachbarn und so weiter.» Er habe in seiner Kindheit selbst einige Male an solchen Prozessionen teilgenommen: «Schon als Bub, als mein Vater die Särge auslieferte, wurde ich oft als „Chrüzlträger“ angefragt. Sogar vom

Zügholz bis in die Kirche sind sie damals gelaufen, da war der Friedhof ja noch um die Kirche herum. Und alle trugen schwarz, das war damals noch Mode.»⁵⁷

Frauen und Männer gingen im Trauerzug getrennt, wie das bei allen kirchlichen Anlässen so üblich gewesen sei, schreibt Zihlmann, und ohne Hut nahm niemand an einer Beerdigung teil (siehe Abb. 4). Nahe weibliche Verwandte trugen früher sogar einen langen schwarzen Schleier über dem Gesicht, der aber immer kürzer geworden und schliesslich verschwunden sei. Bei Männern des gleichen Verwandtschaftsgrades war ein Leidband um Oberarm und Hut üblich, welches später von einem dünneren Leidbändel am Kittelrevers und dann von einem unauffälligeren Leidknopf (Abb. 5) abgelöst wurde (siehe Abb. 1, S. 10: Band – Bändel – Knopf als Trauerzeichen).

Laut Zihlmann gab es eine Ausnahme bei der schwarzen Kleiderordnung: «Die „wysse Meitschi“, so wurden die Mädchen genannt, waren Kranzträgerinnen und trugen zum kurzen weissen Kleid eine schwarze Schärpe, „Schleife“ genannt, die von einer Schulter schräg über den Körper hing; dazu hatten sie schwarze Maschen aus Seidenband in den Haaren.»⁵⁸



Abb. 5
Vorder- und Rückseite eines Leidknopfes
(Privatbesitz Familie Jost-Kaufmann, Uffikon)

⁵⁶ Schweizerdeutsch für den Träger des hölzernen Sterbekreuzes.

⁵⁷ Interview mit Walter Steiger am 22.6.2017, S. A 23.

⁵⁸ Zihlmann, Wie sie heimgingen, S. 80 f.

In «Wie sie heimgingen» werden im Zusammenhang mit dem Leichenzug ausserdem noch die sogenannten Leichenhalte geschildert. Bei jedem Kreuz und jeder Kapelle habe die Trauergemeinschaft einen Halt gemacht, um jeweils ein Vaterunser zum Troste der «armen Seelen» zu beten. Deshalb hätte eine solche Prozession durchaus oft eine Stunde oder mehr Zeit in Anspruch genommen.⁵⁹

Diesen Trauerzug mit Kutsche und Pferd kannte man in Dagmersellen bis 1975, also so lange, wie auch das Aufbahnen einer Leiche üblich war (siehe Kap. 3.1.3). Mit dem Ende des einen Brauches erübrigte sich der andere, da der Leichnam nun meist noch am Todestag eingesargt und abgeholt wurde, so Walter Steiger. Von da an transportierte der ehemalige Bestatter die Särge in einem grösseren Personenwagen.⁶⁰

Rein verkehrstechnisch sei ein solcher Leichenzug heute schwierig, meint Pfarreileiter Andreas Graf.⁶¹ Der Brauch sei heute in Dagmersellen bei einer Urnenbestattung noch teilweise vorhanden, jedoch nach dem Abschiedsgottesdienst. Die Urne bleibt während des Gottesdienstes nämlich meist in der Kirche und wird anschliessend von den Angehörigen auf den Friedhof getragen, gefolgt von der Trauergemeinschaft: «Meist trägt auch ein Familienangehöriger das Kreuz.»⁶²

Dieser Gang zum Friedhof ist jedoch kaum vergleichbar mit dem zeitaufwendigen und feierlichen Leichenzug bis 1975, welcher schlussendlich dem vermehrten Aufkommen des Automobils und dem dadurch steigenden Strassenverkehr zum Opfer gefallen ist.

Auch die Kleidung der Beerdigungsteilnehmer ist heute nicht mehr so auffällig wie früher. Ohne hierbei eine wertende Haltung einzunehmen hat die Beerdigungszeremonie durch das Verschwinden des Leichenzuges zweifellos einen Teil ihrer pompösen Festlichkeit verloren.

3.2.2 Abschiedsfeier

Auch bezüglich der vor hundert Jahren gängigen kirchlichen Abschiedszeremonie, welche von Paul Hugger als «ein an Dramatik reiches, stellenweise apokalyptisch wirkendes Ritual»⁶³ bezeichnet wird, bietet Josef Zihlmann eine gute Quelle. Anstelle des Sarges, der während der Messe draussen beim Grab blieb, wurde eine sogenannte «Tumba», ein Scheinsarg, im Chorraum aufgestellt. Die Totenmesse, das sogenannte Requiem⁶⁴ wurde am Hochaltar der Kirche mit dem Rücken zum Volk gehalten. Sowieso habe man als Kirchenbesucher nie wirklich viel vom Inhalt des Gottesdienstes mitbekommen, da Latein vorherrschte. In Pfarreien mit mehreren Priestern feierten diese gleichzeitig an den Seitenaltären. Es galt als Statussymbol und Zeichen des Trostes für die Angehörigen, wenn «vil Heere»⁶⁵ anwesend waren.⁶⁶

⁵⁹ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 77 – 83.

⁶⁰ Interview mit Walter Steiger am 22.6.2017, S. A 23.

⁶¹ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 63.

⁶² Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 61.

⁶³ Hugger, *Meister Tod*, S. 115.

⁶⁴ Requiem (lat.), nach dem Anfang der Totenmesse «Requiem aeternam done eis, Domine...», Herr gib ihnen die ewige Ruhe. Vgl. «Requiem», in: Bibliographisches Institut Mannheim/Wien/Zürich (Hg.), *Meyers Taschenlexikon*.

⁶⁵ Mit dem schweizerdeutschen Begriff «Heer», im Plural «Heere», wurde in der Napflandschaft der Zwanzigerjahre ein Priester bezeichnet. Vgl. Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 24.

Die Sitzordnung war bei einer solchen Totenmesse klar festgelegt. Ab der dritten Bank vor dem Kreuzgang begannen die Leidbänke, welche für die «Leidlüüt», also die Angehörigen des Verstorbenen, reserviert waren. Hier herrschte eine strenge Hierarchie, denn der Grad der Verwandtschaft musste offenkundig erkennbar sein.

Wahrscheinlich galt diese Regel im Hinblick auf den späteren Opfergang, bei dem die Reihenfolge eine wichtige Rolle spielte. Durch ein Klingelzeichen wurden die Kirchenbesucher aufgefordert, sich zum Opfergang nach vorn zu begeben. Unter «Opfer» verstand man hierbei die Geldspende für weitere Totenmessen, welche nun in einen der beiden bereitgestellten Opferteller gegeben wurde. Als erstes waren die «Leidlüüt» an der Reihe, später dann entfernte Verwandte, Freunde, Bekannte, Nachbarn und schliesslich das übrige Kirchenvolk. Motiv des Opferganges sei oft nicht nur die Spende selbst, sondern auch das Gesehenwerden an sich gewesen, schreibt Zihlmann: «Viel echte Anteilnahme vermischte sich da mit offensichtlicher Geschäftstüchtigkeit, denn es war durchaus bekannt, dass es Leute gab, die nicht die Messe, sondern den Opfergang besuchten, um dann nach dem Gesehenwordensein die Kirche zu verlassen.» Es habe sich hierbei um ein Ritual von grosser Bedeutung gehandelt: «Die Opfergänge an Beerdigungstagen wurden in der Gemeinde und weit darüber hinaus noch tagelang überdacht und besprochen.»

Passend erscheint hierzu Paul Huggers Aussage: «Die Beerdigung war früher ein öffentlicher Akt, ein Schauspiel für die Gemeinschaft, die Inszenierung der Trauer, der Todesrealität, aber auch der gesellschaftlichen Solidarität.»⁶⁷ Der Volkskundler beschränkt seine Aussage auf «früher». Tatsächlich werden heute immer häufiger Abschiedsfeiern im privaten Rahmen gewünscht. Dies bestätigen sowohl Pfarreileiter Andreas Graf als auch Sylvia Villiger, Seelsorgerin im Altersheim Reiden: «Damit habe ich so meine Schwierigkeiten, wenn jemand stirbt, mit dem viele Menschen eine Beziehung hatten, und man denjenigen dann einfach klammheimlich beerdigt und erst danach eine Todesanzeige veröffentlicht. Man nimmt den anderen somit das Recht oder die Möglichkeit, sich vom Verstorbenen zu verabschieden.»⁶⁸ Andreas Graf sucht bei solchen Wünschen wenn möglich den Kompromiss: «Ich schlage dann vor, dass die Bestattung im privaten Kreis ist und der Abschiedsgottesdienst öffentlich, damit alle Abschied nehmen können, die das wollen.»⁶⁹

Heute sei man allgemein freier in der Ausgestaltung einer Beerdigungsfeier. Andreas Graf klärt offene Fragen jeweils in einem Gespräch bei den Angehörigen zu Hause. Lebenslauf, Liedauswahl, welche Elemente die Angehörigen selbst mitgestalten, zum Beispiel die Fürbitten. Einbezug eventueller Vereine und die Art der Bestattung, ob Einzel- oder Gemeinschaftsgrab. Ein solches Gespräch daure oft länger als zwei Stunden, so der Seelsorger.⁷⁰

⁶⁶ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 90 – 93.

⁶⁷ Hugger, *Meister Tod*, S. 112.

⁶⁸ Interview mit Sylvia Villiger am 13.6.2017, S. A 12.

⁶⁹ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 60.

⁷⁰ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 58.

Persönliche Gestaltung ist beim Umgang mit dem Tod sehr wichtig, schreibt Isidor Affentranger im schriftlichen Interview: «Jeder Tod ist individuell und einzigartig. Deshalb ist es wichtig, dass die Trauerkultur Spielraum offen lässt.»⁷¹ Diesen Spielraum hat man heute zum Beispiel in Form von alternativen Abschiedsfeiern bei Sylvia Villiger. Sie ist von der Kirche angestellt, übernimmt aber oft Beerdigungen von ausgetretenen oder kirchenfernen Personen. Ohne das Göttliche, Spirituelle, könnte sie jedoch keine Abschiedsfeiern anbieten. Heute gebe es in diesem Bereich alle möglichen Ideen, von sehr freien Feiern im Wald oder am Fluss bis hin zu keltischen Ritualen.⁷²

Grundsätzlich wünschen sich jedoch die meisten Menschen eine kirchliche Abschiedsfeier, auch wenn sie ansonsten nicht besonders religiös seien, sagt Andreas Graf: «Tod und Beerdigung sind eher etwas, wo die Leute sich wieder religiös ausrichten, auch wenn sie sonst nicht viel mit der Kirche zu tun haben.»⁷³ Soziologe Gerhard Schmied schreibt zu diesem Verhalten: «Der Tod ist ein Ereignis, das wie kein anderes religiöse Gestimmtheiten weckt. Im Tod wird Ohnmacht erlebt, und die Zuflucht zum Transzendenten erscheint naheliegend.»⁷⁴

Im Bereich des Abschiedsgottesdienstes hat sich in den letzten hundert Jahren also einiges verändert. Von der feierlichen Abfolge lateinischer Texte und Gesänge ohne direkten Einbezug der Angehörigen zur individuellen Gestaltung eines Gottesdienstes mit selbstgewählter Musik und Lebenslauf. Dieser Umbruch fand laut Peter Hersche, ehemaligem Geschichtsprofessor an der Universität Bern, ungefähr in den Sechzigerjahren statt: «Der Totenkult wurde in Appenzell und in Obwalden, wie wohl in der ländlichen katholischen Schweiz im allgemeinen, bis um 1960 noch sehr gepflegt; er spielte sich in ganz traditionellen Formen und stark ritualisiert ab».⁷⁵ Auch das bereits erwähnte Zweite Vatikanische Konzil tagte während der Sechzigerjahre, wodurch die Ablösung von Latein durch die Landessprache in den Liturgien eingeleitet wurde.⁷⁶

Eine weitere neuere Entwicklung bildet schliesslich die in ihrem Vorkommen zunehmende nicht-kirchliche Abschiedsfeier von aus der Kirche ausgetretenen Personen, deutlich ein Effekt der Säkularisierung. In dieser Hinsicht überraschend ist die obig gemachte Erkenntnis, dass sich die Menschen im Umgang mit dem Tod auch ohne die Religion oft mit spirituellen Ritualen und Symbolen behelfen. Was nach dem Tod kommt, ist bis heute nicht rational erklärbar und kann insofern anscheinend auch nicht auf ausschliesslich rationale Weise vom Menschen bewältigt werden.

⁷¹ Interview mit Isidor Affentranger am 28.6.2017, S. A 38.

⁷² Interview mit Sylvia Villiger am 13.6.2017, S. A 8.

⁷³ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 62.

⁷⁴ Schmied, Gerhard, *Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft*, Leverkusen 1985, S. 174.

⁷⁵ Hersche, Peter, *Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditionaler Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945 – 1960*, Baden 2013, S. 290 f.

⁷⁶ Rahner, / Vorgrimler, *Kleines Konzilskompodium*, S. 42.

3.2.3 Bestattung

Es gilt vorweg zu sagen, dass die Bestattung in den Zwanzigerjahren laut Zihlmanns Erzählungen vor der Abschiedsfeier stattfand.⁷⁷ Heute ist die Handhabung von Region zu Region unterschiedlich, in Dagmersellen wird die Bestattung jedoch nach dem Abschiedsgottesdienst vollzogen⁷⁸, weshalb das ihr zugehörige Kapitel hier demjenigen der Abschiedsfeier folgt.

Vor hundert Jahren trugen die Leichenträger den Sarg bis zur Totenbahre vor der Kirche. Nun setzte Glockengeläut ein und der Priester kam nach draussen. Begleitet wurde er vom Sigrüst mit Weihwasserkessel und zwei Ministranten mit Weihrauchfass, gefolgt vom Organisten und einer Gruppe junger Sänger. Voran schritt ein weiterer Ministrant mit einem Kreuz und alle trugen einen schwarzen Chorrock mit weissem Chorhemd. Hatte der Priester den Sarg gesegnet und geräuchert, gingen alle Anwesenden rings um die Kirche bis zum Grab, schreibt Zihlmann: «Mochte der Leichenzug bis zur Kirche durch das Vortragen des Grabkreuzes und das hörbare Beten der Menschen eine Art religiöser Manifestation sein, bei der Prozession um das Gotteshaus kam erst die Weihe der Kirche dazu. Diese war durch zwei Dinge äusserlich wahrnehmbar, durch den Weihrauchgeruch und durch den lateinischen Wechselgesang der Priester und Sänger.»⁷⁹

Eine heute gängige Bestattungsfeier beinhaltet weder schwarze Chorröcke noch lateinische Gesänge, und es fehlen auch die grossen schwarzen Fahnen, welche Pensionär Hans Kammermann noch aus seiner Zeit als Ministrant in Dagmersellen kennt: «Ich kann mich noch gut erinnern, wie oftmals ein Mann helfen musste, wenn es stark windete bei dieser Riesenfläche, sonst hätte es uns Buben mitsamt der Fahne umgekippt.»⁸⁰

Der grundlegende Ablauf einer Beerdigung ist jedoch derselbe geblieben. Zentrale Elemente wie das zum Grab getragene hölzerne Sterbekreuz sowie der Einsatz von Weihrauch und Weihwasser haben sich gehalten, so Pfarreileiter Andreas Graf.⁸¹ Zihlmann bezeichnet den Brauch des Weihwassersprengens sogar als die «eigentliche zentrale volksbräuchliche Handlung im Kultusbereich um Tod und Begräbnisstätte neben dem Gebet», welche bis ins Mittelalter zurückgeht.⁸²

Auch wenn die Menschen grundsätzlich kirchenferner werden, seien sie dennoch sehr offen für solche Symboliken, sagt Sylvia Villiger: «Der Mensch ist nicht weniger spirituell oder weniger religiös, aber er lebt es lieber mit anderen Formen aus, als die Kirche sie bietet. Die Kirche reicht irgendwie nicht mehr aus.» Deshalb gebe es nun andere Angebote wie die bereits im vorigen Kapitel erwähnten keltischen Rituale, wo die vier Elemente Wasser, Erde, Feuer und Luft im Vordergrund stehen: «Das haben wir im Christentum eigentlich auch. Wasser als Weihwasser, Erde bei der Beerdigung, Feuer in Form von Kerzen und Luft als Weihrauch. Das sind Dinge, die der Mensch versteht, schon seit immer. Und damals hat die Kirche solche Bräuche wahrscheinlich ja auch von den Kelten übernommen.»⁸³

⁷⁷ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 85.

⁷⁸ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 61.

⁷⁹ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 85 – 88.

⁸⁰ Interview mit Hans Kammermann am 23.6.2017, S. A 29.

⁸¹ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 61.

⁸² Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 95.

⁸³ Interview mit Sylvia Villiger am 13.6.2017, S. A 11.

Letztendlich hat sich die Beerdigungszeremonie an sich wenig verändert. Ein Teil der Feierlichkeit ist der Bestattung seit ungefähr 1960 abhandengekommen⁸⁴, so der prominente Empfang des Priesters, die lateinischen Wechselgesänge beim Gang über den Friedhof und die grossen schwarzen Fahnen, welche dabei getragen wurden.

Grundsätzlich gilt bei dieser Entwicklung dasselbe Prinzip wie bei der Abschiedsfeier: Die Bestattung ist heute offener für individuelle Wünsche, so etwa bei der Bestattungsart, welche im folgenden Kapitel behandelt wird, und auch beim Ort der letzten Ruhestätte. Anders als in Deutschland darf die Asche eines Verstorbenen in der Schweiz überall ausgestreut werden. In diesem Punkt sei die Schweiz sehr liberal, sagt Sylvia Villiger, und eine geraume Anzahl Menschen mache bei See- oder Waldbestattungen von diesem Recht Gebrauch.⁸⁵

3.2.4 Aufkommen der Kremation

In Bezug auf die Bestattung ist ein kurzer Exkurs über die rasante Etablierung der Feuerbestattung und deren Hintergründe durchaus sinnvoll. Bei Zihlmann ist die Kremation überhaupt kein Thema⁸⁶, schliesslich kam sie in der Luzerner Landschaft erst in den Siebzigerjahren langsam auf. Im Dagmerseller Totenbuch findet sich 1977 der erste Eintrag eines Verstorbenen mit Urnenbeisetzung.⁸⁷ Bis 1985 sind lediglich neun Verstorbene als in der Urne bestattet vermerkt, von da an ist das Totenbuch in einer anderen Schrift geführt und die Bestattungsart wird nicht mehr angegeben.⁸⁸



Abb. 6
Verbrennung eines Leichnams im Krematorium
(Michael von Graffenried)

Diese anfänglich zurückhaltende Haltung gegenüber der Kremation lässt sich mit dem Hintergrundwissen über das apostolische Glaubensbekenntnis der katholischen Kirche nachvollziehen. Dort ist der Glauben an eine leibliche Auferstehung festgehalten, woraus die Ablehnung jeglicher Zerstörung eines toten Körpers entspringt.⁸⁹

768 erliess Karl der Grosse wohl aus diesem Grund ein allgemeines Verbot für die Feuerbestattung, die Bestattungskultur fiel damals also in den königlichen und somit weltlichen Zustandsbereich.

Mitte des 19. Jahrhunderts äusserte sich dann immer häufiger der Wunsch einer legalisierten Feuerbestattung. Zum einen seitens der Ärzte aufgrund der als besser erachteten Hygiene, zum anderen seitens

⁸⁴ Hersche, Agrarische Religiosität, S. 290 f.

⁸⁵ Interview mit Sylvia Villiger am 13.6.2017, S. A 10.

⁸⁶ Zihlmann, Wie sie heimgingen, S. 89 f.

⁸⁷ Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1954 – 1984.

⁸⁸ Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1984 – 2013.

⁸⁹ O.V., Glaubensbekenntnis (Credo), in: Verein für die Herausgabe des Katholischen Kirchengesangbuches der Schweiz (Hg.), Katholisches Gesangbuch. Gesang- und Gebetbuch der deutschsprachigen Schweiz, Zug 1998.

der Arbeiterschaft, da die Kremation die kostengünstigere Bestattungsart darstellt.⁹⁰ Folglich entstand das erste Krematorium in Deutschland um 1878, in der Schweiz etwas später um 1889.⁹¹

Auf katholischer Ebene dauerte der Weg zur Akzeptanz der Feuerbestattung deutlich länger. Bis 1963 wurde die Kremation laut Kirchenrecht verboten und bei Zuwiderhandlung drohte die Verweigerung einer kirchlichen Beerdigung. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde dieses Verbot offiziell durch das Zweite Vatikanische Konzil aufgehoben.⁹² Wie die Nachführungen der Dagmerseller Totenbücher zeigen, dauerte es von da an noch gut 15 Jahre, bis die ersten Feuerbestattungen durchgeführt wurden.

Hier ist der grosse Einfluss der katholischen Kirche im Totenkult bis in die Siebzigerjahre hinein erkennbar. Von da an etablierte sich die Kremation jedoch rapide und hat die Erdbestattung heute fast vollkommen abgelöst, so der ehemalige Bestatter Walter Steiger: «In meinen ersten zehn Jahren gab es gar keine Kremationen. Und 2010 bin ich 111 Mal nach Langenthal gefahren und 19 Mal nach Luzern ins Krematorium. Erdbestattungen habe ich in diesem Jahr drei erlebt.»⁹³

Hauptsächlich praktische Gründe sprechen für die Wahl einer Kremation. Laut Walter Steiger stellt sie die kostengünstigere Variante dar, besonders in Kombination mit einer Bestattung im Gemeinschaftsgrab, wodurch der Grabstein wegfällt.⁹⁴ Ausserdem gilt für den Zeitpunkt der Beerdigung nicht die 96-Stunden-Frist wie bei der Erdbestattung, was für die Angehörigen weniger Zeitdruck bedeutet, so der frühere Bestatter Alfred Zemp.⁹⁵ Hans Kammermann betont als ehemaliger Friedhofsverwalter schliesslich auch die deutliche Platzeinsparung durch Urnengräber. Sein Vorgänger Niklaus Elmiger habe in einer Gemeinderatssitzung 1985 grosse Bedenken geäussert, dass bald ein Ausbau des Dagmerseller Friedhofs nötig werde. Gerade zu dieser Zeit erlebte die Urnenbestattung jedoch ihren Aufschwung: «Zwei, drei Jahre später hat man nicht mehr davon gesprochen. Da haben wir sogar festgestellt, dass wir mit dieser Fläche hier ganz gut durchkommen.»⁹⁶

Wie die Kirche heute zur ganzen Entwicklung steht? Vielleicht nicht ganz so offen, wie er es vor einem Jahr noch gedacht hätte, sagt Andreas Graf.⁹⁷ 2016 brachte eine offizielle Instruktion des Vatikans die noch immer geltenden Präferenzen zum Ausdruck: «Die Kirche bevorzugt weiterhin die Beerdigung des Leichnams, die eine größere Wertschätzung für die Verstorbenen zeigt. Aber die Feuerbestattung ist nicht verboten, es sei denn, sie ist aus Gründen gewählt worden, die der christlichen Glaubenslehre widersprechen.»⁹⁸

⁹⁰ Artikel «Feuerbestattung», in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, deutsche Ausgabe, 31.7.2017, <https://de.wikipedia.org/wiki/Feuerbestattung> (22.8.2017).

⁹¹ Artikel «Kremation», in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, deutsche Ausgabe, 10.8.2017, <https://de.wikipedia.org/wiki/Krematorium> (16.9.2017).

⁹² Kongregation für die Glaubenslehre, Instruktion *Piam et constantem*, in: *Acta Apostolicae Sedis* 56, S. 822-823, Rom 1964.

⁹³ Interview mit Walter Steiger am 22.6.2017, S. A 22.

⁹⁴ Interview mit Walter Steiger am 22.6.2017, S. A 22.

⁹⁵ Interview mit Alfred Zemp am 16.6.2017, S. A 19.

⁹⁶ Interview mit Hans Kammermann am 23.6.2017, S. A 27.

⁹⁷ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 62.

⁹⁸ Kongregation für die Glaubenslehre, Instruktion *Ad resurgendum cum Christo*, in: *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls* 206, Rom 2016.

3.2.5 Leichenmahl

«Nach den düsteren Stunden einer Totenwache und des Trauergeleits auf den Friedhof fanden sich in den meisten Gegenden der Schweiz Verwandte und Freunde zum Leichenmahl zusammen, lange Zeit eines der wichtigsten rituellen Momente in einem an Einzelphasen reichen Abschiedsszenario», beschreibt Paul Hugger die Tradition des Leichenschmauses.

Im Luzerner Hinterland wurden hierzu nebst den Verwandten und Bekannten auch alle eingeladen, die bei der Beerdigung geholfen hatten, schreibt Zihlmann, darunter die Leichenträger, die Kranzträgerinnen sowie der «Chrüzlitträger» (siehe Kap. 3.2.1).⁹⁹

Während das Essen anderorts sehr üppig und festlich gewesen sei, fiel es im Luzerner Hinterland etwas einfacher aus, so Hugger: «Es bestand gemäss der frühen Tageszeit der Beerdigung aus Milchkaffee, Weggli oder Mutschli mit Käse, Butter und Konfitüre.»¹⁰⁰ Zihlmann fügt hinzu, dass es bei vermögenden Familien manchmal auch «Chügelipastetli»¹⁰¹ gegeben habe.

Nach dem Essen wurde den Gästen für gewöhnlich noch ein Glas Wein offeriert: «Es war zwar nicht brauchtmlich, dass von manchen ein Glas zu viel getrunken wurde, aber man muss doch erwähnen, dass nicht selten von einem Leidessen ein etwas feuchtfrohlicher Resten in der Wirtschaft zurückblieb», schreibt Zihlmann.¹⁰²

Wohl nicht ohne Grund bezeichnet Hugger das Leichenmahl auch als «die wiedergefundene Heiterkeit des Lebens».¹⁰³ Soziologe Gerhard Schmied sieht das Leichenmahl jedoch gerade mit seiner Ausgelassenheit als wichtigen Akt für die Angehörigen innerhalb der Trauerverarbeitung: «Dieses Familientreffen, oft verbunden mit einem Mahl oder Imbiss, birgt die Möglichkeit, die Gefühle auszutauschen, was bei der Beisetzung nicht möglich ist, da dort in der Regel der Geistliche der „Wortführer“ ist.»¹⁰⁴

Das Leichenmahl ist eine Tradition, die sich bis heute gehalten hat, sagt Andreas Graf. Die Angehörigen und weitere Kreise treffen sich in den meisten Fällen nach der Beerdigung in einem Restaurant zum Essen.¹⁰⁵

Während sich ein Leichenschmaus in der Luzerner Landschaft mit seinem bescheidenen Umfang früher deutlich von demjenigen in der restlichen Schweiz unterschied, da es sich mehr um ein Frühstück als um ein Mittagessen handelte, ist dieses oft fröhliche Zusammentreffen heute auch im Kanton Luzern auf den Mittag verschoben und fällt dementsprechend üppiger aus. «Luzerner Chügelipastetli», welche früher eine vornehme Seltenheit darstellten, seien heute ein Klassiker bei der Menüwahl, meint Andreas Graf.¹⁰⁶

Von der Speisekarte einmal abgesehen scheint das Leichenmahl früher wie heute eine gern gesehene Möglichkeit für sozialen Austausch und gemeinsames Erinnern nach der Bestattungsfeier zu bilden.

⁹⁹ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 98.

¹⁰⁰ Hugger, *Meister Tod*, S. 116.

¹⁰¹ «Chügelipastetli» sind eine Luzerner Spezialität mit Kalbs- und Schweinebrät in einer Blätterteighülle.

¹⁰² Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 98.

¹⁰³ Hugger, *Meister Tod*, S. 115.

¹⁰⁴ Schmied, *Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft*, S. 170.

¹⁰⁵ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 61.

¹⁰⁶ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 61.

3.3 Weiteres Gedenken an den Verstorbenen

3.3.1 Friedhofbesuch und Grabpflege

Vor hundert Jahren wurde in der Gemeinde sehr darauf geachtet, welche Gräber auch nach einiger Zeit noch gepflegt aussahen, heisst es bei Zihlmann: «Wenn sich auch nur vorübergehend Zerfallserscheinungen zeigten, hiess es bald „sie heine scho vergässe“». ¹⁰⁷ Deshalb wurde jemand beauftragt, das Grab zu pflegen und Weihwasser nachzufüllen. ¹⁰⁸ «Ich weiss noch, als ich als Bub in Uffikon war, da hatte die Grossmutter ihr Grab und immer, wenn jemand von uns ins Dorf gegangen ist, hat es geheissen, wir sollen noch Weihwasser spritzen gehen», erinnert sich Hans Kammermann.

Den früheren Kult um ein Grab gebe es heute kaum mehr, sagt der einstige Friedhofverwalter. Viele besuchen den Friedhof nur selten. ¹⁰⁹

Soziologen und Kulturanthropologen sehen diese Entwicklung im ab 1950 verlorenen Glauben ans Jenseits begründet, schreibt Albert Hauser: «Weil der Tod einfach das Auslöschen bedeute, so erübrige sich eine aufwendige Ausstattung der Friedhöfe. Der Niedergang der Friedhofkultur sei vorprogrammiert.» ¹¹⁰

Als anderen möglichen Grund nennt Kammermann die Vielbeschäftigung der modernen Menschen. Viele haben einen Vertrag mit dem Gärtner, der zweimal im Jahr – meist in der Zeit um Ostern und Allerseelen – das Grab neu bepflanze, da sie sich die Zeit dazu selbst nicht mehr nehmen wollen. «Aber ich selbst sage manchmal, das Andenken an einen verstorbenen Menschen hängt ja nicht am Friedhof oder am Grab. Das ist eine Äusserlichkeit. An einen verstorbenen Menschen soll man auch sonst denken, nicht nur am Grab.» ¹¹¹

Der Friedhofbesuch scheint in seiner Ausübung also nachgelassen zu haben, was wie gezeigt mit der Lebensweise unserer modernen säkularisierten Gesellschaft seit Beginn der Fünfzigerjahre zusammenhängt. Der Glaube ans Jenseits und die damit verbundene Pflicht des Betens für einen Verstorbenen haben abgenommen. Zudem kommt es heute seltener vor, dass jedes Kind wie Hans Kammermann schnell ins Dorf runter zum Grab der Grossmutter laufen kann, da Verwandtschaften im Zuge der Globalisierung häufig über ein grösseres Gebiet verteilt leben.



Abb. 7
Schwarz gekleidete Frau spritzt Weihwasser auf ein mit Blumen geschmücktes Grab, Dagmersellen 1962 (Privatbesitz Familie Steiner-Schwab)

¹⁰⁷ Schweizerdeutsch für «Sie haben ihn schon vergessen»

¹⁰⁸ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 111.

¹⁰⁹ Interview mit Hans Kammermann am 23.6.2017, S. A 34.

¹¹⁰ Hauser, *Von den letzten Dingen*, S. 253.

¹¹¹ Interview mit Hans Kammermann am 23.6.2017, S. A 34.

Die Abnahme regelmässiger Grabbesuche geht jedoch nicht zwingend damit einher, dass auch tatsächlich weniger an einen Verstorbenen gedacht wird. Wie Hans Kammermann bemerkt, kann sich Totengedenken auf viele Weisen äussern. Es bleibt ausserdem offen, ob die regelmässige Grabpflege früher tatsächlich in der Verbundenheit zum Hingeschiedenen oder doch im von Zihlmann als äusserst stark dargestellten gesellschaftlichen Druck begründet war.

Für viele Menschen ist ein spezifischer Ort zum Gedenken an einen geliebten Verstorbenen jedoch nach wie vor äusserst wichtig, meint Altersseelsorgerin Sylvia Villiger. Sie hatte bereits mit mehreren Personen zu tun, welche daran litten, dass ihre Nächsten nicht im Grab beerdigt werden wollten: «Ich kenne eine Frau, die ihrer Mutter versprochen hatte, sie auf dem Bielersee zu verstreuen. Das hat sie auch gemacht und danach immer bereut. Sie hat oft bei mir geweint und gesagt, sie finde es so schlimm, nirgends hingehen zu können, während alle anderen ein Grab hätten.»¹¹²

Wenn auch nicht mehr so fleissig besucht, stellt die blossе Existenz eines Grabplatzes somit wohl auch heute noch ein grundlegendes Bedürfnis für Trauernde dar.

3.3.2 Siebter, Dreissigster und Jahresgedächtnis

In den Zwanzigerjahren wurde das erste Sterbegeächtnis am siebten Tag, das zweite am dreissigsten Tag nach dem Todesfall abgehalten, schreibt Zihlmann. Diese verliefen formal gleich wie der Beerdigungsgottesdienst ab, mit Requiem und Opfergang (siehe Kap. 3.2.2). Ebenfalls wie bei der Beerdigung waren Verwandte und Nachbarn anwesend und trafen sich nach der Messe zum Frühstück in einer Gastwirtschaft.¹¹³

Die nächste kirchliche Gedenkfeier war dann das Jahresgedächtnis oder die Jahrzeit. Während eine Jahrzeitstiftung mehrere Jahre umfasst, muss das Jahresgedächtnis jährlich neu bestellt werden. Oft wurden die Jahrzeiten von bereits verstorbenen Angehörigen zusammengelegt, so dass einmal jährlich die ganze Verwandtschaft zum Totengedenken zusammenkam, heisst es bei Zihlmann.¹¹⁴

Den Siebten gibt es heute nicht mehr, im Sonntagsgottesdienst wird jedoch für eine kürzlich verstorbene Person gebetet. Das Totengedächtnis am Dreissigsten werde noch in über der Hälfte aller Fälle abgehalten, häufiger als das Jahresgedächtnis oder die Jahrzeit, so Pfarreileiter Andreas Graf.: «Es spielt eine Rolle, ob die Angehörigen noch einen engeren Bezug zum Ort des Verstorbenen haben und sich dort treffen wollen, und es hängt auch vom Familienzusammenhalt ab.»

Die Familienbande seien heute oft weniger stark ausgeprägt als früher.¹¹⁵ Die Abnahme an Gedenkfeiern muss gleich dem Friedhofsbesuch (siehe Kap. 3.3.1) also nicht zwingend mit Desinteresse dem Verstorbenen gegenüber gleichgesetzt werden. Heute würden nun einmal immer weniger Menschen regelmässig die Kirche aufsuchen, das gehöre zum Prozess der Säkularisierung, sagt Sylvia Villiger. «Es wird keine 20 Jahre mehr dauern, und wir in der Kirche werden zur Minderheit», lautet ihre Prognose.

¹¹² Interview mit Sylvia Villiger am 13.6.2017, S. A 9.

¹¹³ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 104.

¹¹⁴ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 113 f.

¹¹⁵ Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 62.

3.3.3 Trauerphase bis zum Dreissigsten

Bis zum dreissigsten Tag nach dem Tod eines Familienangehörigen wurde vor hundert Jahren kein Kirchenbesuch ausgelassen, schreibt Zihlmann. Entweder die Verwandten selbst oder aber die bereits erwähnte «Dryssigschbätterer» (siehe Kap. 3.1.3 und 3.1.4) beteten tagtäglich für den Erlös der verstorbenen Seele aus dem Fegefeuer.¹¹⁶ Zu diesem Zweck wurden auch sogenannte «Leidhelgeli»¹¹⁷ mit kurzen Angaben und einem Bild des Verstorbenen gedruckt und in die Gebetsbücher verteilt, damit Kirchenbesucher bei deren Anblick dem Toten mit einem kurzen Gebet gedenken würden (Abb. 8).¹¹⁸

Im Volksglauben der Zwanzigerjahre hatte der Verstorbene während dieser dreissig Tage eine noch äusserst starke irdische Präsenz inne. Dem Toten stand in diesem Zeitraum noch immer sein ehemaliges Zimmer zu, welches nicht ausgeräumt wurde. Mancherorts hätten Hingeschiedene bis zum Dreissigsten ein Gedeck an ihrem Platz am Familientisch bekommen, als wären sie noch anwesend. In bäuerlichen Kreisen habe man tatsächlich vom «Umechoo», der realen Rückkehr einer toten Seele gesprochen.¹¹⁹

Aus diesem Grund wurde das Zimmer nach Ablauf der dreissig Tage gründlich gereinigt und ausgeräuchert, volkstümlich «Bröike» genannt. Hierzu legte man ein Zweiglein «Sefi» (siehe Kap. 3.1.3), oft mit einem Zweiglein Stechpalme, auf glühende Kohlen in einer Pfanne und liess diese im ehemaligen Totenzimmer verglühen. «Dieses Bröike hatte wohl den Zweck des Desinfizierens, aber der Volksglaube sagte, man müsse auch an alles Geisterhafte und Ungute, das sich vielleicht im Raume noch aufhalten könnte, denken», schreibt Zihlmann.¹²⁰

Eine Variation dieser spirituellen Zimmerreinigung wird heute im Alterszentrum Eiche in Dagmersellen angewandt, in Form eines mit Kaffeesatz gefüllten Topfes, der vom Reinigungspersonal in die Mitte des Raumes gestellt wird. «Ein uraltes Ritual, das hier jetzt wieder sehr gepflegt wird und dazu gehört», sagt Isidor Affentranger. Ihm sei bewusst, darüber könne man lächeln, doch er selbst sei von der Wirkung der spirituellen Reinigung überzeugt. «Man hat ja manchmal das Gefühl, ein Zimmer sei



Abb. 8
«Leidhelgeli» einer Klosterschwester, 1923
(Privatbesitz Familie Steiner-Schwab)

¹¹⁶ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 102 f.

¹¹⁷ Der Begriff «Leidhelgeli» stammt von den kleinen Heiligenbildchen, welche «Helgeli» genannt und in der Kirche in die Gebetsbücher gelegt wurden. Vgl. Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 106.

¹¹⁸ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 106.

¹¹⁹ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 102.

¹²⁰ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 108.

wie noch nicht leer, und jetzt wird es schon wieder eingerichtet für die nachkommende Person. Wie soll ich sagen, es sind noch Kräfte da, das ist vielleicht ein gutes Wort dafür.»¹²¹

Beide Varianten verbindet der Zweck eines definitiven Abschieds vom Verstorbenen. So bot das «Bröike» früher einen klaren Schnitt nach der dreissigtägigen Phase der Trauer, welche von Zihlmann als äusserst intensiv beschrieben wird: «Lautes Reden war verpönt, die Türen im Hause wurden sorgfältiger geöffnet und geschlossen als sonst, und es gab auch im Bauernhause kein Poltern mit den damals üblichen Holzschuhen.» Sogar die Arbeit sei auf das Notwendigste beschränkt worden.¹²²

Genau hierzu fehle den Menschen heute die Zeit, sagt Sylvia Villiger: «Ich glaube, dass das Sterben nicht in unsere heutige Leistungsgesellschaft passt. Auch die Trauernden haben verloren, schliesslich sollten sie schon lange wieder fit und fröhlich sein und weiterfunktionieren.»¹²³

Soziologe Gerhard Schmied sah hierin schon um 1985 ein Problem: «Aber eine vorbehaltlose Hingabe an die Trauer in der Familie ist nicht möglich. Mehr als zwei bis drei arbeitsfreie Tage nach einem Todesfall kennt kein Tarifrecht. Der Trauernde muss seiner Pflicht in der Öffentlichkeit etwa als Arbeitnehmer nachgehen.» Oft werde das Gespräch mit Trauernden von Umstehenden auch als unangenehm empfunden und der Trauernde selbst wolle sich nicht aufdrängen, weshalb alle sich so verhalten, als wäre nichts geschehen. Oder aber die Umstehenden wissen gar nichts vom ereigneten Todesfall, zumal das Tragen von Trauerkleidung nicht mehr üblich sei.¹²⁴ Schwarze Kleidung zeigte zu Zihlmanns Zeiten noch ein ganzes Jahr lang an, wenn ein nahestehendes Familienmitglied gestorben war.¹²⁵

Im 20. Jahrhundert gab es also einen Umschwung von einer öffentlich ausgelebten Trauer mit speziellen Verhaltensweisen die Hinterbliebenen wie dem Verzicht auf Vereinsanlässe und das Faschnachtsfest¹²⁶ zu einer stillen, fast heimlichen Trauer. Diese Veränderung vollzog sich wahrscheinlich in den Sechzigerjahren, wie Regula Bochsler's Tabelle zu Brauchpraktiken und Brauchelementen in Oberwil (AG) vermuten lässt (siehe Abb. 1 S. 10: «Fernbleiben von Vereinsanlässen» und «Fasnachtsverbot»).

Durch die Abnahme fester Rituale rund um den Tod scheint eine Lücke in der Trauerverarbeitung entstanden zu sein, welche professionelle Trauerbegleiter aus Psychologen- und Seelsorgerkreisen nun mithilfe verschiedener Begleitangebote zu schliessen versuchen, so Sylvia Villiger: «Canacakis ist ein bekannter Trauerforscher und sagte einmal: „Trauer ist wie eine vornehme Dame, die gesehen werden will.“ Wird Trauer nur alleine im stillen Kämmerchen gelebt, liegt eine riesige Gefahr vor, dass man eine Depression entwickelt.»¹²⁷

¹²¹ Interview mit Isidor Affentranger, S. A 52 f.

¹²² Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 108.

¹²³ Interview mit Sylvia Villiger am 13. 6.2017, S. A 13.

¹²⁴ Schmied, *Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft*, S. 140-142.

¹²⁵ Zihlmann, *Wie sie heimgingen*, S. 113.

¹²⁶ Fasnacht, auch Karneval oder Fasching, ist ein im Kanton Luzern weit verbreitetes ausgelassenes Fest vor Beginn der Fastenzeit.

¹²⁷ Interview mit Sylvia Villiger am 13. 6.2017, S. A 12.

3.3.4 Allerseelen

Allerseelen ist der offizielle Totengedenktage der katholischen Kirche am zweiten November. Er wurde im 14. Jahrhundert in den liturgischen Kalender aufgenommen, schreiben Ernst Halter und Dominik Wunderlin in «Volksfrömmigkeit in der Schweiz». Es handelt sich um den Folgetag des Allerheiligentags am 1. November, welcher vielerorts ein Feiertag ist, so auch im Kanton Luzern.

Oft finden daher schon am Nachmittag des 1. November Totengedenkfeiern und Friedhofprozessionen statt, da Verwandte und Bekannte an diesem Tag Zeit haben, sich in ihrem Heimatdorf zu treffen und den Friedhof zu besuchen.¹²⁸ «Wer immer kann, sucht auf den 2. November den Gräbern seiner Lieben nahe zu sein, und ein verlassenes Grab an diesem Tag zeigt an, dass die Familie ausgestorben oder weit weg gezogen ist.», schreibt Notker Curti um 1947.¹²⁹

Das Dagmerseller Pfarreiblatt von 1929 beschreibt die Allerseelenmesse als Stimmungswechsel zwischen zwei wesentlichen Hauptbotschaften. Der erste, feierliche Teil bestand aus der «frohen Botschaft von der Auferstehung des Fleisches». Hier zeigt sich der schon in Bezug auf die Kremation angesprochene Glaube an die Auferstehung am Jüngsten Tag (siehe Kap.3.2.4).

Der zweite Teil war schliesslich geprägt von der «sorgvollen Bitte um Befreiung der teuren Toten», welche vom bereits in mehreren Kapiteln behandelten Glauben an das Fegefeuer herrührt.¹³⁰

Noch um 1968, also bereits nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (siehe Kap. 2), zeigt sich diese Zweistimmigkeit: «Darum geben wir am Allerseelentag viel Gelegenheit zum Mitfeiern der hl. Messe. Aber auch das Rosenkranzgebet und der Ablass für die Armen Seelen sei empfohlen», steht in einem Pfarreiblattbeitrag.¹³¹

Heute gestaltet sich ein Allerseelengottesdienst weniger dramatisch, so Pfarreileiter Andreas Graf. Das Gedenken an die Verstorbenen des letzten Jahres sei jedoch nach wie vor wichtig, weshalb all ihre Namen während des Gottesdienstes verlesen werden. Oft nehmen sich die Angehörigen zu Allerseelen auch Zeit, die Gräber speziell zu schmücken und Kerzen daraufzustellen. Zusammen mit Weihnachten und Ostern gehöre der Totengedenkgottesdienst am Nachmittag des Allerheiligentages zu den meist besuchten Gottesdiensten im Kirchenjahr.¹³²

Zusammenfassend scheint das gemeinsame Gedenken an die Verstorbenen einem verbreiteten Bedürfnis der Schweizer Bevölkerung zu entsprechen, hat es doch schon seit dem 14. Jahrhundert eine solche Beständigkeit.

¹²⁸ Halter, Ernst / Wunderlin, Dominik, *Volksfrömmigkeit in der Schweiz*, Zürich 1990, S. 365.

¹²⁹ Curti, Notker, *Volksbrauch und Volksfrömmigkeit im katholischen Kirchenjahr*, Basel 1947, S. 110.

¹³⁰ O.V., *Der liebe Allerseelentag*, in: *Kath. Pfarramt Dagmersellen* (Hg.), *Pfarrblatt für die katholische Pfarrei Dagmersellen*, Nr. 23, Dagmersellen 1929.

¹³¹ Schmid, Leo, *Allerheiligen und Allerseelen*, in: *Pfarrblattgemeinschaft Christophorus*, (Hg.), *Pfarrblatt der kath. Pfarrei Dagmersellen*, Nr. 43, Dagmersellen 1968.

¹³² Interview mit Andreas Graf am 16.8.2017, S. A 63.

4 Fazit

Rückblickend fällt besonders auf, dass viele von Zihlmann beschriebene Bräuche seit 1920 entweder komplett verschwunden sind oder in ihrer Ausübung deutlich abgenommen haben, so dass man anstatt von einer Entwicklung eher von einer Abnahme an Brauchtum in den letzten hundert Jahren sprechen könnte.

Einige Bräuche bilden hierbei eine Ausnahme und haben in ihrer Anwendung wenig Veränderung erlebt. Dies kann, wie sich in den zugehörigen Unterkapiteln gezeigt hat, oft der Tatsache zugeschrieben werden, dass sie einem grundlegenden menschlichen Bedürfnis entsprechen.

Hierzu gehören das Läuten der Totenglocken und das Bekanntgeben eines Todesfalles im Gottesdienst, wodurch jeder Gemeindegewohner die Möglichkeit erhält, über den Tod eines Mitbürgers Bescheid zu wissen. Oder auch das Abhalten irgendeiner Form von Abschiedsfeier, so dass dem Verstorbenen auf würdige Weise Lebewohl gesagt werden kann.

Des Weiteren ist die Beerdigung an einem spezifischen Ort als eine Form der Gedenkstätte für den Toten zu nennen, genauso wie das Leichenmahl im Sinne eines gemeinsamen Austauschs nach der Beerdigung. Und schliesslich gehört auch die Erinnerung an Verstorbene während kirchlicher Gedenkfeiern, insbesondere Allerseelen, zur Liste von bestehen gebliebenem Brauchtum.

Andere Traditionen sind dem modernen Menschen heute äusserst fremd und wurden, so die Vermutung aufgrund meiner Untersuchungen, schon seit den Dreissigerjahren nicht mehr praktiziert. Hierzu gehören das fünfviertelstündige Totenpsalterbeten, die ständige Totenwache der «Bätterli» und die allgemein sehr intensiv dem Toten gewidmete Trauerphase bis zum Dreissigsten. Keiner meiner Interviewpartner wusste etwas von diesen Bräuchen zu erzählen, und auch Zihlmann schreibt darüber als aussergewöhnliche und nur schwer vorstellbare Erinnerungen der Vergangenheit (siehe Kap. 3.1.4 und 3.3.3).

Das Verschwinden von Gebeten und Spenden für die Erlösung einer verstorbenen Seele kann auf die im Zuge der Säkularisierung überholte Vorstellung von qualvoller Sündenbusse im Fegefeuer zurückgeführt werden (siehe Kap. 2). Somit bestätigt sich die zumindest in einigen Bereichen grosse Bedeutung religiöser Vorstellungen im Umgang mit dem Tod.

Die Institution der katholischen Kirche übte selbst Einfluss auf das Todesbrauchtum aus, besonders in Form einiger beschlossener Veränderungen durch das Zweite Vatikanische Konzil von 1962 bis 1965. Mit der Begriffseinführung der Krankensalbung wurde der absoluten Notwendigkeit der Sterbesakramente und der daraus erfliegenden Wichtigkeit des Versehanges ein Ende gesetzt (siehe Kap. 3.1.1). Gottesdienste in der Landessprache sorgten für den ersten Schritt zur individuelleren Gestaltung von Abschiedsfeiern (siehe Kap. 3.2.2), und Katholiken erhielten die offizielle Genehmigung zur Feuerbestattung (siehe Kap. 3.2.4).

Zweifelloos zeigt sich hier der Einfluss der Kirche auf den Umgang mit dem Tod. Allerdings sollte der eigentliche Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht übersehen werden, nämlich die Anpassung an die neue Zeit (siehe Kap. 2). Folglich kann angenommen werden, dass die Kirche mit diesen Neuerungen dem Willen einer breiten Bevölkerung entsprach, welche angesichts der fortschreitenden wissenschaftlichen Aufklärung neue Antworten forderte.

Die Sechziger- und Siebzigerjahre scheinen auch über die kirchenrechtliche Ebene hinaus einen bedeutenden Wendepunkt im Umgang mit dem Tod darzustellen. Die Modernisierung brachte einige Veränderungen in der Mentalität der Menschen, was auch Einfluss auf das Ausleben von Brauchtum hatte.

So erhielt der Dagmerseller Friedhof 1975 eine Leichenhalle. Das Aufbahnen eines Verstorbenen zu Hause im geschmückten Totenzimmer nahm ein Ende. Dem wachsenden Verkehr entsprechend ersetzte der Bestatter seine Pferdekutsche durch das praktischere und schnellere Auto (siehe Kap. 3.2.1).

Wie in Kapitel 3.2.2 festgestellt, erfolgten Beerdigungen nun ohne lange Leichenzüge mit ganz in schwarz gehüllten Menschen und ohne den Klang lateinischer Requiemesänge. Die Begegnung mit dem Tod zeigte sich unauffälliger und weniger prachtvoll. In den Sechzigerjahren fand der laut Peter Hersche in ländlichen Gegenden der Schweiz noch lange überdauernde, mit barocken Elementen gespickte «Funeralpomp» sein spätes Ende.¹³³

In den späten Siebzigerjahren waren also bereits etliche wesentliche Elemente des Todesbrauchtums in Luzerner Landgemeinden aufgegeben worden. Dadurch nahm auch der zuvor sehr prägende gesellschaftliche Druck auf die Angehörigen eines Verstorbenen ab, so beispielsweise die Bemängelung eines schwach besuchten Opferganges oder eines vernachlässigten Grabes. Gottesdienste im kleinen, privaten Rahmen kamen auf (siehe Kap. 3.2.2 und 3.3.1).

Immer seltener wurde die Öffentlichkeit bei einem Todesfall einbezogen, was einer guten Trauerarbeit wie in Kapitel 3.3.3 aufgezeigt hinderlich sein kann. Hier ist Gerhard Schmieds Beispiel zum aus der Mode geratenen Tragen schwarzer Kleidung zu nennen, wodurch früher jeder Umstehende erkennen konnte, dass seinem trauernden Gegenüber ein entsprechend einfühlsamer Umgang gebührte. Heute weist kein äusserliches Merkmal mehr auf den Zustand eines Trauernden hin, was oft eine einsam durchlebte Trauer und somit unvollständige Verarbeitung des Verlusts eines geliebten Menschen zur Folge hat.

In dieser Hinsicht sind seit den Siebzigerjahren tatsächlich Tendenzen einer gewissen Ausgrenzung des Todes aus der Gesellschaft erkennbar. Meine Beobachtungen zur Brauchtumsentwicklung rund um den Tod reichen jedoch nicht aus, um wie Ariès von einer stattfindenden Todesverdrängung zu sprechen, es würde sich hierbei lediglich eine spekulative Behauptung meinerseits handeln.

Ich kann jedoch eine deutliche Abnahme fester Regeln im Todesbrauchtum feststellen, wodurch dem Menschen heute eine bedeutend grössere Anzahl Optionen beim Umgang mit einem Todesfall zur Wahl steht. Diese Freiheit zeigt sich allerdings häufig als unerwünscht, wenden sich schliesslich sogar kirchenferne Personen in ihrer Trauer oft an die Kirche und deren religiösen Anschauungen. Der tröstende Halt, welchen feste Rituale dem Menschen in einer sonst sehr unsicheren Zeit des Verlusts zu bieten pflegen, wird vermisst und sorgt für Unsicherheit (siehe Kap. 3.3.3).

Diese Orientierungslosigkeit der Menschen im Angesicht des Todes erkennend, bieten heute zusätzlich zur Kirche unter anderem der Bestatter, das Pflegepersonal im Altersheim oder freischaffende Seelsorger einen entgeltlichen Ersatz für die zuvor oft von Freunden und Nachbarn geleistete Trauer-

¹³³ Hersche, Agrarische Religiosität, S. 290 f.

hilfe (siehe Kap. 3.1.3 und 3.3.3). Auch in der Fachliteratur wird dem Thema Tod seit den Sechzigerjahren viel Aufmerksamkeit gewidmet, so Paul Hugger.¹³⁴

Nun stellt sich die Frage, ob die Auseinandersetzung mit der Todesproblematik auf geschriebene Zeilen beschränkt bleibt oder bis in den Alltag reicht. Sylvia Villiger sieht die jetzige Zeit hierin als weiteren bedeutenden Wendepunkt im Umgang mit dem Tod: «Wir sind im Moment in einer Art Übergangsphase, in der wir nicht wirklich wissen, was wir tun sollen, und deren Ausgang noch unklar ist. Das ist eine grosse Aufgabe für jeden, der sich mit dem Thema befasst, etwas darüber zu sagen und darauf aufmerksam zu machen.»¹³⁵

Historisch gesehen hat sich gezeigt, dass die Begegnung mit dem Tod über alle Jahrhunderte hinweg ein schwieriges Thema für den Menschen ist und bleibt, das kaum ohne Hilfe bewältigt werden kann. Was sich über die Jahrhunderte hinweg verändert, sind die Personen und Institutionen, welche diese Hilfe anbieten, ebenso wie die Weltansichten, unter deren Verwendung der Tod vom Menschen zu begreifen versucht wird.

¹³⁴ Hugger, Meister Tod, S. 14.

¹³⁵ Interview mit Sylvia Villiger am 13.6.2017, S. A 13.

5 Reflexion

Das Verfassen dieser Maturaarbeit war eine gänzlich neue Erfahrung für mich. Nie zuvor hatte ich derartige Mengen an Zeit und Energie in ein Projekt von solcher Grösse gesteckt.

Hierbei habe ich die Wichtigkeit eines guten Zeitmanagements erkannt, eine Erfahrung, welche wohl so manchem Verfasser und so mancher Verfasserin einer Maturaarbeit zuteilwird. Von grösserem Last-minute-Stress bin ich glücklicherweise verschont geblieben, dennoch haben einige Phasen im Arbeitsprozess deutlich mehr Zeit in Anspruch genommen als geplant.

Allen voran gehört hierzu das Transkribieren der sechs geführten Interviews, was mir mit über vierzig Stunden benötigter Zeit quasi eine volle Arbeitswoche einbrachte.

Auch das Formatieren und Überarbeiten von immerhin 102 Seiten Text nahm einige Zeit in Anspruch und brachte mich das ein oder andere Mal an die Grenzen meiner informatischen Fertigkeiten.

Und schliesslich habe ich drei volle Tage an meinem Fazit gesessen und gefeilt. Alle Erkenntnisse aus einer sehr grossen gesammelten Informationsfülle zusammenhängend und prägnant auf zwei Seiten zu Papier zu bringen, erwies sich als herausfordernde Aufgabe.

Hier machte sich die bereits in der Einleitung genannte Schwierigkeit der sehr weitreichenden und breiten Themenvielfalt rund um den Umgang mit dem Tod bemerkbar.

Diese zeigte sich zu Beginn meiner Arbeit in den Eingrenzungsversuchen und der Auswahl geeigneter Literatur aus einer Unmenge an todesthematischen Werken. Später dann in all den Informationen, welche beim Schreiben weggelassen werden mussten, und nicht zuletzt auch im eher grossen Umfang dieser Maturaarbeit.

Die Suche nach einem Kompromiss zwischen der Darstellung eines grossen Informationsgehalts unter Einbezug verschiedener Sichtweisen und der Einhaltung eines gewissen vorgegebenen Rahmens stellte eine meiner grössten Hürden im Arbeitsprozess dar. Dennoch erachte ich die Entscheidung, mich mit der schwierigen und teils auch diffusen Materie der Todesthematik auseinanderzusetzen, nach wie vor als Glücksgriff, sind es doch gerade die offenen Fragen, welche den Wissensdurst nie zum Erliegen bringen und den Geist dadurch zu noch grösseren Bemühungen antreiben.

Auf diese Weise hat mich mein Thema fast ein Jahr lang verfolgt, gepackt und angetrieben. Besonders mithilfe der Schaffung eigener historischer Quellen in Form von Interviews mit Fachpersonen ist mir dadurch eine etwas andere Betrachtung von Todesbrauchtum ländlicher Regionen gelungen, welche sowohl Hintergründe als auch Folgen der Entwicklungen in den letzten hundert Jahren zusammenhängend darzustellen versucht. Diese Aufgabe erwies sich keineswegs als einfach und es gelang mir nicht immer, den zeitlichen Ausgangspunkt von Veränderungen einiger Bräuche klar herauszuarbeiten.

Gerade in dieser Hinsicht bestünde meines Erachtens die Möglichkeit einer weiterführenden Arbeit, welche stärker auf die Entwicklungen von Brauchtum und die treibenden Kräfte als Auslöser dafür eingeht. So sehe ich etwa grosses Potential in einer tieferen Auseinandersetzung mit dem religiösen Aspekt im Umgang mit dem Tod und dem darauf einwirkenden Einfluss der Säkularisierung.

Oder auch im stärkeren Einbezug des hier etwas vernachlässigten medizinischen Fortschritts und der daraus erfolgten Möglichkeit von lebensverlängernden Massnahmen. In diese Sparte gehört auch die steigende Lebenserwartung, welche für seltener werdende Begegnungen mit dem Tod sorgt.

Als Gegenstück dazu wäre in diesem Rahmen auch das Aufkommen von Sterbehilfe mit Exit und Co. eine Untersuchung wert. Zudem bietet sich eine vertiefte Analyse und Bewertung der Todesverdrängungstheorie als interessanter Ansatz für weitere Untersuchungen an.

Das Potential ist also alles andere als ausgeschöpft auf diesem Gebiet, auf dem meine Arbeit vielleicht einen Bruchteil abdeckt. Dennoch äussere ich hiermit die Hoffnung, dass der Leser oder die Leserin, welcher oder welche bereits zu diesen letzten Zeilen vorgestossen ist, nun um einige Erkenntnisse über das Verhältnis des Menschen zum Tod reicher ist. Vielleicht wurde er sogar das ein oder andere Mal überrascht von der Natürlichkeit gegenüber dem sogenannten letzten Richter des Menschen, die sich in den heute meist vergessenen Bräuchen von einst zeigt.

So ist es mir jedenfalls ergangen, und das unglaubliche Ausmass an neu Erfahrenem und Gelerntem während der Entstehung dieser Arbeit zeigt mir, dass sich die unzähligen investierten Stunden gelohnt haben. Sowohl die spannenden als auch die sterbenslangweiligen, wenn ich dieses bisher grösste Projekt meines Lebens mit einer kleinen Prise Humor abschliessen darf.

6 Dank

Mein besonderer Dank gilt meinen Interviewpartnern Isidor Affentranger, Andreas Graf, Hans Kammermann, Walter Steiger, Sylvia Villiger und Alfred Zemp für die Zeit und die fachlichen Einsichten, welche sie mir so bereitwillig zur Verfügung gestellt haben. Ohne ihre grosszügige Hilfe wäre meine Arbeit in dieser Form nicht möglich gewesen.

Ausserdem möchte ich mich bei meinem Betreuer Raffael Fischer bedanken, der stets reflektierte Antworten auf meine Fragen bereithatte und sich auch Zeit für etwas kurzfristige Gesprächstermine nahm.

Des Weiteren danke ich Klaus und Vreni Steiner für die Einsicht in ihre Fotosammlung, Alois Hodel für seinen zur Verfügung gestellten Film über Egolzwil im Wandel der Zeit und Heidi Jost-Kaufmann für den ausgeliehenen Leidknopf. Es sind diese Beiträge, denen ich die Abrundung meiner Untersuchungen durch regionales Bildmaterial verdanke.

Zu guter Letzt möchte ich meiner Familie danken, besonders meinen Eltern, die mich während der Entstehung dieser Arbeit stets mit Ratschlägen unterstützt haben. Danke, dass ihr mich ausgehalten habt!

7 Bibliographie

Quellen

- Kath. Pfarramt Dagmersellen (Hg.), Pfarrblatt für die katholische Pfarrei Dagmersellen Nr. 27, Dagmersellen 1928.
- Kath. Pfarramt Dagmersellen (Hg.), Pfarrblatt für die katholische Pfarrei Dagmersellen Nr. 23, Dagmersellen 1929.
- Kath. Pfarramt Dagmersellen (Hg.), Pfarrblatt der kath. Pfarrei Dagmersellen Nr. 43, Dagmersellen 1968. Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1914-1954.
- Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1954-1984.
- Kirchenarchiv Dagmersellen, Totenbuch 1984-2013.
- Kongregation für die Glaubenslehre, Acta Apostolicae Sedis 56, Rom 1964.
- Kongregation für die Glaubenslehre, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 206, Rom 2016.
- Verein für die Herausgabe des Katholischen Kirchengesangbuches der Schweiz (Hg.), Katholisches Gesangbuch. Gesang- und Gebetbuch der deutschsprachigen Schweiz, Zug 1998.

Oral History

- Affentranger, Isidor, Interview geführt am 28.6.2017. Schweiz, Dagmersellen.
- Graf, Andreas, Interview geführt am 16.8.2017. Schweiz, Dagmersellen.
- Kammermann, Hans, Interview geführt am 23.6.2017. Schweiz, Dagmersellen.
- Steiger, Walter, Interview geführt am 22.6.2017. Schweiz, Dagmersellen.
- Villiger, Sylvia, Interview geführt am 13.6.2017. Schweiz, Dagmersellen.
- Zemp, Alfred, Interview geführt am 16.6.2017. Schweiz, Uffikon.

Literatur

- Ariès, Philippe, Geschichte des Todes, München ¹³2015.
- Bibliographisches Institut Mannheim/Wien/Zürich (Hg.), Meyers Taschenlexikon, 10 Bde., Mannheim 1985.
- Curti, Notker, Volksbrauch und Volksfrömmigkeit im katholischen Kirchenjahr, Basel 1947.
- Div. Autoren, Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, deutsche Ausgabe, <https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Hauptseite>.
- Graffenried, Michael von, Swiss Image, Bern 1989.
- Halter, Ernst / Wunderlin, Dominik, Volksfrömmigkeit in der Schweiz, Zürich 1990.
- Hauser, Albert, Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz, Zürich 1994.

Hersche, Peter, Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditionaler Katholizismus in der voralpinen Schweiz 1945 – 1960, Baden 2013.

Hugger, Paul, Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Liechtenstein, Zürich 2002.

Rahner, Karl / Vorgrimler, Herbert, Kleines Konzilskompodium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums mit Einführungen und ausführlichem Sachregister, Freiburg i. Br. 1966.

Schmied, Gerhard, Sterben und Trauern in der modernen Gesellschaft, Leverkusen 1985.

Zihlmann, Josef, Wie sie heimgingen, Willisau ²1995.

8 Abbildungsverzeichnis

Titelbild: Graffenried, Michael von: Tabu Tod, in: Swiss Image, Bern 1989.

Abb. 1 (Seite 9): Bochsler, Regula: Brauchpraktiken und Brauchelemente im Wandel, in: Hauser, Albert, Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz. Zürich 1994.

Abb. 2 (Seite 10): Zihlmann, Josef: Versehgang im weissen Chorrock, in: Zihlmann, Josef, Wie sie heimgingen, Willisau ²1995.

Abb. 3 (Seite 13): Aschwanden: Aufgebaarte tote Frau in Altdorf UR (1920), in: Hauser, Albert, Von den letzten Dingen. Tod, Begräbnis und Friedhöfe in der Schweiz. Zürich 1994.

Abb. 4 (Seite 16): o.V.: Schwarz gekleidete Frauen beim Leichenzug über den Dagmerseller Löwenplatz, 1926: Privatbesitz Familie Steiner-Schwab, Dagmersellen.

Abb. 5 (Seite 16): Graf, Anna: Vorder- und Rückseite eines Leidknopfes: Privatbesitz Familie Jost-Kaufmann, Uffikon.

Abb. 6 (Seite 21): Graffenried, Michael von: Tabu Tod, in: Swiss Image, Bern 1989.

Abb. 7 (Seite 24): o.V.: Frau beim Friedhofsbesuch, 1962: Privatbesitz Familie Steiner-Schwab, Dagmersellen.

Abb. 8 (Seite 26): o.V.: «Leidhelgeli» einer Klosterschwester, 1936: Privatbesitz Familie Steiner-Schwab, Dagmersellen.

Anhang

Abb. 9 (Seite A 1): O. V., Unser Glück, den armen Seelen helfen zu können, in: Kath. Pfarramt Dagmersellen, Pfarrblatt für die katholische Pfarrei Dagmersellen Nr. 27, Dagmersellen 1928.

Abb. 10 (Seite A 2): Katholische Kirche Dagmersellen: Zwei Totenregistereinträge von 1933, in: Totenbuch Dagmersellen 1924 – 1954.

Abb. 11 (Seite A 2): Katholische Kirche Dagmersellen: Totenregistereintrag von 1967, in: Totenbuch Dagmersellen 1924 – 1954.

Abb. 12 (Seite A 3): Müller, Michael: Schwarz gekleideter Leichenführer auf dem vom Pferd gezogenen Leichenwagen, in: Freilichttheater «Die Stickerin und der Fergger», Grossdietwil 2017.

Abb. 13 (Seite A 3): Müller, Michael: Vier Leichenträger laden den Sarg auf den Leichenwagen, in: Freilichttheater «Die Stickerin und der Fergger», Grossdietwil 2017.

Abb. 14 (Seite A 3): Müller, Michael: Leichenzug, in: Freilichttheater «Die Stickerin und der Fergger», Grossdietwil 2017.

9 Anhang

9.1 Zusätzliches Bildmaterial

Unser Glück, den armen Seelen helfen zu können.

Ein junger, reformierter Schottländer, dessen Bruder während einer Festmahlzeit plötzlich an seiner Seite tot zusammengesürzt war, geriet darüber in die tiefste Betrübniß. Wissend, daß nichts Unreines in den Himmel eingehen könne, besiel ihn eine furchtbare Angst über das Schicksal seines Bruders — sein Glaube wußte nichts von einem Mittelzustand zwischen Himmel und Hölle. Die quälende Unruhe verfolgte ihn Tag und Nacht. Es war an einem Allerseelentag, da schrieb er an einen befreundeten kath. Geistlichen folgende Zeilen:

„Aus Liebe zu meinem Bruder will ich Euren Glauben annehmen. Ich werde wieder aufatmen, wenn ich für meinen Bruder beten kann. Euer Glaube bewirkt, daß man sich auch nach dem Tode noch helfen kann; Euer Gebete nehmen dem Grabe sein furchtbares Schweigen. Ihr kennt die menschliche Schwachheit, die kein Verbrechen, aber auch nicht die Reinheit ist. Zwischen Himmel und Erde hat Euch Gott einen Abbüßungsort geoffenbart. In ihm befindet sich vielleicht mein Bruder. Ich will katholisch werden, um ihn daraus zu befreien.“ —



Abb. 9

Sage zum Glaubenswechsel eines reformierten Schotten (Pfarreiblatt Dagmersellen, 1928)

33

Union Solothurn. — I 1923. — 1000.

Welche Sakramente empfangt der Verstorbene vor dem Tode und wer spendete sie?	Bemerkungen
<p><i>Alle Sterbsakr.</i> <i>Dr. P. Kamm, Kamm</i></p>	
<p><i>Keine.</i></p>	<p><i>Erlängt!</i></p>

Abb. 10
Beispiel zweier Totenbucheinträge von 1933
(Totenbuch Dagmersellen 1924 – 1954)

<p><i>H. Selting</i> <i>(bedingungsweise)</i> <i>Pfr. Saup</i></p>	
--	--

Abb. 9
Beispiel eines Totenbucheintrages von 1967
(Totenbuch Dagmersellen 1954 – 1984)



Abb. 12
Schwarz gekleideter Leichenführer auf dem vom Pferd gezogenen Leichenwagen
(Freilichttheater «Die Stickerin und der Fergger»)



Abb. 13
Die vier Leichenträger laden den Sarg auf den Leichenwagen
(Freilichttheater «Die Stickerin und der Fergger»)



Abb. 14
Leichenzug (Freilichttheater «Die Stickerin und der Fergger»)

9.2 Interview mit Sylvia Villiger

Seelsorgerin im Alters- und Pflegezentrum Feldheim, Reiden

Geführt am 13.6.2017 in Dagmersellen

Welche Aufgaben übernimmst du in deinem Beruf als Altersseelsorgerin?

Ich bin die Seelsorgerin vom Alters- und Pflegezentrum Feldheim in Reiden, einem Alters- und Pflegezentrum mit 155 Betten. Die meisten Leute hier sind alt bis sehr alt, bis hochbetagt. Es gibt aber auch Menschen, die vielleicht von Geburt an eine Behinderung haben und relativ früh in eine solche Institution kommen. Und zunehmend haben wir Menschen, welche ein Hospizbett benötigen, das heisst, welche 60 Jahre alt sind oder auch jünger, und wissen, dass sie bald sterben, aber nicht mehr ins Spital wollen. Dann kommen sie ins Pflegeheim und haben dort eben ein Hospizbett, werden also einfach betreut bis sie sterben.

Meine Arbeit ist es, die Seelsorgerin von all diesen Menschen zu sein. Aber auch die Seelsorgerin des Pflegepersonals und der Angehörigen, welche dort vielleicht ein und aus gehen und diese Menschen begleiten, und der Sterbebegleiter und Begleiterinnen. Ich bin also die Ansprechperson für alle diese Menschen.

Gibt es im Feldheim denn auch noch andere Altersseelsorger oder bist du die einzige?

Es gibt noch die reformierte Pfarrerin, welche ebenfalls regelmässige Besuche im Feldheim macht, und dann gibt es einfach noch den Reider Pfarrer, den katholischen, und den Pastoralassistenten, welche für Gottesdienste kommen. Diese kommen aber nur für die Gottesdienste und machen keine Besuche in den Zimmern. Das mache ich alleine.

Wie kommst du bei deiner Arbeit mit Sterben und Tod in Berührung?

Eigentlich ist das fast täglich der Fall, das heisst, sobald man mit alten oder hochbetagten Menschen zu tun hat, weiss man, und sie wissen das auch, dass dies der letzte Abschnitt von ihrem Leben ist. In dem Moment, in welchem sie in ein solches Heim eintreten, verlassen sie ja ihr normales Leben, ihre Wohnung und ihre Umgebung. Das macht es speziell. Ja, also von dem her, man spricht natürlich nicht immer nur vom Tod, aber es ist etwas, das eigentlich immer präsent ist. Ich mache Besuche bei in Anführungszeichen «noch gesunden» alten Menschen aber auch regelmässig bei solchen, welche sich, würde ich sagen, auf den Weg gemacht haben zu sterben und von denen man weiss, sie werden keine drei oder vier Wochen mehr hier sein. Von daher gehört das Sterben täglich dazu.

Wie hilfst du Menschen, die dem Tod nahe sind, und ihren Angehörigen?

Schwierig ist, dass die meisten Menschen nicht locker vom Sterben sprechen können. Und auch Angehörige können häufig nicht vom Sterben ihrer Liebsten sprechen. Es gibt viele «Kinder», in Anfüh-

rungszeichen, sie sind ja manchmal schon 60 oder 70 Jahre alt, die sich so benehmen, als würde der Vater oder die Mutter noch ewig leben, sich also nie trauen, das Thema anzusprechen.

(...) Und naja, bei den Gesprächen, die ich führe, versuche ich, offen zu sein für versteckte Fragen, für Dinge, welche die Leute rund um das Sterben beschäftigen.

So versuche ich zu helfen. Ich versuche zu helfen, indem ich einfach da bin und Zeit habe. Ich kann kommen, eine halbe Stunde neben jemandem sitzen und zuhören. Das sage ich natürlich nicht so wie jetzt zu dir, versuche aber immer zum Ausdruck zu bringen, dass man seine eigenen Themen haben kann. Ich bin also nicht hier, um zu predigen oder irgendetwas zu verkünden (lacht). Sondern ich komme einfach und meine Geschenke sind Zeit und Offenheit. Das ist die Hilfe, die ich geben kann.

Bezieht sich diese Hilfe vor allem auf Heimbewohner oder können auch Angehörige zu dir kommen?

Wenn ich höre, Frau «Soundso» habe sich jetzt auf den Weg gemacht und werde wohl demnächst sterben, stehe vielleicht seit heute nicht mehr auf und habe keine Kraft mehr, dann ist häufig jemand da, eine Tochter oder ein Sohn. Und dann heisst es oft: «Ja, jetzt kommt die Seelsorge». Manchmal hört man da ein wenig Angst heraus, weil viele das als Anzeichen sehen, die Mutter sterbe jetzt bald. Und dann versuche ich eben auch, mit diesen Menschen ein Gespräch zu finden. Herauszufinden, wo ihnen etwas Angst macht, wo sie vielleicht etwas von mir brauchen oder Unterstützung erwarten. Ich frage häufig auch diejenigen, die einen kranken Menschen schon lange begleitet haben, wie es ihnen geht. Das finde ich auch wichtig, denn so fühlen sich solche Menschen auch angesprochen, obwohl sie jetzt nicht die sterbende Person selbst sind. Sie wissen dann, dass sie auch auf sich selbst achten und sich fragen müssen, wie es ihnen eigentlich geht.

Hast du auch nach dem Tod noch mit den Angehörigen eines Verstorbenen zu tun?

Es ist so, dass das Alters- und Pflegezentrum Feldheim in Reiden sogenannte «Palliative Care» anbietet. Es handelt sich dabei um ein spezielles Konzept in der Pflege für chronisch Kranke und für hochbetagte Menschen am Ende ihres Lebens. Zur «Palliative Care» gehört auch die «Spiritual Care», also die Sorge für die Seele und die Trauerbegleitung. Das heisst, man lässt die Angehörigen nach dem Tod nicht alleine, man ist da in dieser Zeit, die wir als Schwellenzeit bezeichnen, in der man sich vom Verstorbenen verabschieden muss. Ich versuche, da zu sein und zu helfen, wenn der Angehörige im Sarg aufgebahrt wird oder wenn Entscheidungen bezüglich der Abschiedsfeier und so weiter getroffen werden müssen.

Und dann können die Angehörigen mir jederzeit auch nochmals anrufen. Ich habe auch schon geholfen, Todesanzeigen zu machen. Es gibt viele Aufgaben, die in dieser Zeit auf einen zukommen, bei denen ich vielleicht die Ansprechperson sein kann. Man darf sich also auch noch nach dem Tod an mich wenden.

In dieser Trauerphase sieht man auch kulturelle Unterschiede zu früher. Ich kann mich noch erinnern, in den Sechzigerjahren besuchte ich die Primarschule. Da sind meine Grosseltern gestorben und es

war noch ganz klar, was man dann zu tun hatte. Sie kamen von einem Bauernhof, man hat sie zu Hause im Sarg aufgebahrt, alle Nachbarn kamen vorbei, man verabschiedete sich von ihnen, es gab überall Blumen und Tag und Nacht wurde gebetet. Wie bei den Hindus oder Buddhisten diese Mantras gab es bei uns einfach die Rosenkranzgebete. Ich kann mich noch gut an diesen Geruch und diese Geräusche erinnern. Wie ein Mantra immer dasselbe, «Gegrüsst seist du Maria» und so weiter. Man wusste genau, nach drei Tagen findet die Beerdigung statt, Kremationen hatten wir damals noch keine. Der Leichnam wurde dann aus dem Haus getragen, in Bauernorten nach drei Tagen, bei anderen wurde der Leichnam schon früher in die Kapelle gebracht.

Und heute - die Leute sind völlig...nichts ist mehr klar. In solchen Heimen wie dem Feldheim versucht man jetzt, eine Art Sterbekultur zu schaffen. Man gibt Fragen, wie man einen Menschen verabschiedet und den anderen kundgibt, dass jemand gestorben ist, mehr Gewicht. Man macht zum Beispiel einen Altar mit einem Foto und einer Kerze darauf.

Den Menschen muss geholfen werden. Sonst wird der Tod völlig technisch angegangen, der Verstorbene einfach im Keller ins Gefrierfach gelegt. Ich kann mich erinnern an die Siebzigerjahre, das war in den Spitälern der Horror. Kaum war jemand gestorbenen, haben wir ihn hinaus- und in den Keller geschoben. Da wusste man irgendwie noch nicht, wie wichtig es eben ist, dass man sich Zeit lässt.

Und ich glaube, jetzt erst ist man auf dem Weg dazu, solchen Aspekten mehr Gewicht zu geben und Hilfe anzubieten, gerade da viele der Religion nicht mehr so nahe sind.

Was für Umgangsformen mit dem Tod konntest du im Laufe deiner beruflichen Tätigkeit beobachten?

Ich habe nach der Matura Pflegefachfrau für Erwachsene und Kinder gelernt. Und es gab eine Zeit, in den Siebzigerjahren würde ich einmal sagen, in der man eigentlich nicht sterben durfte. Jeder Mensch, ob 40 oder 80 Jahre alt, wurde bis zum Schluss voll therapiert. Die Medizin pflegte es zu dieser Zeit, jedem bis zum Schluss per Infusion Wasser und Nahrung einzulassen, kurz gesagt einfach alles Menschenmögliche zu tun. Im Nachhinein - damals hielt ich dieses Vorgehen für richtig - meine ich, die Leute haben darunter mehr gelitten. Ich habe Bilder vom Spital im Kopf, von denen ich sagen muss, das war nicht so schön.

Und heute ist man eigentlich wieder auf einem anderen Weg. Es muss nicht mehr alles gemacht werden, was machbar ist. In der «Palliative Care» gibt es diesen Satz: «Man will nicht dem Leben mehr Tage geben, sondern den Tagen mehr Leben.» Das bedeutet, dass man dem Menschen eine Lebensqualität erhält und heisst auch, dass man je nach dem jemanden sein lässt. Will ein Patient nicht mehr trinken, kommt heute niemandem mehr in den Sinn, ihm eine Infusion zu stecken und zwangsmässig Wasser einzulassen.

Wahrscheinlich, und das weiss man heute auch aus der Forschung, handelt es sich dabei um einen menschlicheren Tod, als wenn man jemanden mithilfe von Technik auf unnatürliche Weise zwingt, am Leben zu bleiben.

Diese Entwicklung kann ich sehr gut beobachten, da ich ja von der Pflege komme. Das ist heute ein riesiger Unterschied. Es gibt jetzt Patientenverfügungen zur Klärung gewisser Fragen in Situationen, in denen der Betroffene nicht mehr selbst entscheiden kann. Wenn ich jetzt also auf dem Heimweg angefahren werde und schwer Schädel-Hirn-verletzt bin, kann anhand von meiner Patientenverfügung abgeschätzt werden, dass ich vielleicht lieber meine Organe spenden möchte anstatt als schwerbehinderter oder wach-komatöser Mensch weiterzuleben. Solche Dinge kann heute jeder selbst bestimmen und daran hält man sich dann auch, was ich als Fortschritt im Umgang mit dem Tod ansehe.

Aber das Verrückte daran finde ich trotzdem, dass man heute so offen sein und über alles sprechen möchte, Sexualität zum Beispiel, doch probiere einmal, über den Tod und das Sterben zu sprechen. Dann heisst es: «Spinnst du, hör doch auf, wir sterben noch lange nicht!», obwohl doch jeder Mensch weiss, wenn man geboren wird, stirbt man automatisch auch irgendwann einmal. Es ist noch immer ein Tabuthema. Daran hat sich nicht so viel verändert wie man vielleicht meinen könnte. Man arbeitet daran. Aber eigentlich ist es für viele Menschen immer noch schwierig, sich mit der Tatsache abzufinden, dass der Tod eben zum Leben gehört.

Gibt es denn nicht auch eine gewisse natürliche, legitime Todesverdrängung, die es dem Menschen überhaupt erst ermöglicht, ein erfülltes Leben zu führen ohne ständig an dessen Begrenztheit zu denken?

Ich denke, das stimmt schon. Wir haben gerade über dieses Thema in meiner letzten Ausbildung zu Abschiedsfeiern diskutiert. Im katholischen Ritus, wenn man jemanden beerdigt, ist dieses sogenannte «Memento mori» üblich, also die Erinnerung an den Tod am Grab selbst. Dann heisst es: «Bedenke Mensch, aus der Erde bist du genommen, zur Erde kehrst du zurück» und so weiter. Dazu gehört auch, für den Nächst-Sterbenden zu beten. Dabei kann sich jeder angesprochen fühlen und vielleicht denken; «Hoffentlich bin es nicht ich!». Nun haben wir darüber diskutiert, wie es bei einer nicht-kirchlichen Beisetzung gehandhabt werden sollte. Soll dieses «Memento mori» aufgenommen werden? In diesem Moment der Beerdigung, in dem die Menschen so sensibilisiert für das Sterben sind, sollen sie dazu aufgefordert werden, ihre Tage zu geniessen, da diese gezählt sind? Oder sollte diese Tatsache besser verschwiegen werden? Bei dieser Diskussion waren die Meinungen doch sehr unterschiedlich. Es ist also schwierig, aber trotzdem etwas, worüber man sich einmal Gedanken machen sollte, gerade als Ritualleiterin oder «Beerdigungschef» quasi.

Du gestaltest also auch solche Abschiedsfeiern?

Ja. Die meisten Abschiedsfeiern sind ja kirchlich. Ich dagegen bin häufig zuständig für Abschiedsfeiern von Menschen, die eher kirchenfern gelebt haben. Solche Feiern sind dann persönlicher, nicht nach diesem gewöhnlichen Ablauf, aber häufig auch mit kirchlichem Bezug. Insgesamt habe ich schon 17 solcher Abschiedsfeiern gestaltet. Davon waren drei von aus der Kirche ausgetretenen Verstorbenen, also von Konfessionslosen. Und drei bis vier der anderen waren seit ihrer Jugend nie mehr in der Kirche, es bedeutete ihnen nichts mehr. Solche gibt mir der Pfarrer jeweils gerne ab (lacht).

Wo liegen denn die grossen Unterschiede zwischen einer kirchlichen und einer konfessionslosen Abschiedsfeier?

Weil ich von der Kirche angestellt bin, bin ich natürlich irgendwo dazwischen. Aber in dieser Ausbildung, die ich jetzt gemacht habe, gab es Menschen mit ganz anderen Ideen, die sehr freie Rituale anbieten, draussen in der Natur oder an einem Fluss. Solche Dinge haben wir auch ausgearbeitet, es ist auch schön, wenn es den Menschen zuspricht. Ich persönlich könnte jedoch keine Abschiedsfeiern ohne das Göttliche, ohne das Spirituelle anbieten, das würde für mich nicht stimmen. Also heute gibt es alles, beispielsweise auch keltische Rituale, die mir dann doch sehr fern sind. Aber trotzdem, ich fand es sehr interessant, mich damit zu befassen.

Es wird nun wahrscheinlich auch immer mehr Menschen geben, die etwas anderes wollen als eine kirchliche Abschiedsfeier, oder nicht?

Ja, nur. Es wird keine 20 Jahre mehr dauern, und wir in der Kirche werden zur Minderheit, ganz klar. Momentan habe ich zu tun mit Leuten mit Jahrgang 1930 und früher, die älteste Bewohnerin hat Jahrgang 1914. Von diesen Menschen hatte ich die Vorstellung, ihre Beziehung zur Kirche sei ganz klar. Das ist überhaupt nicht der Fall. Es gibt ganz viele ältere Menschen, die sagen, umso älter sie geworden seien, umso mehr hätten sie sich Gedanken gemacht, ob denn das alles so stimme, was man ihnen in der Kirche erzählt habe. Das unterscheidet sich auch je nach Bildung. Umso mehr man liest, Radio hört und fernsieht, umso mehr Gedanken macht man sich auch. Also auch bei den älteren Menschen ist nicht mehr alles so klar, wie man meinen könnte. Das hat mich sehr erstaunt, dass ich bei einem 95-Jährigen sitze und der mir sagt: «Also Frau Villiger, wisst ihr, ich weiss nicht, ob das wirklich so ist», und so weiter, dass auch wirklich auch am Glauben gezweifelt wird. Dann suchen wir gemeinsam andere Wege, damit eben auch nicht zu viel Angst aufkommt. Denn ich merke auch, dass man eben trotzdem froh ist, wenn man das Gefühl hat, nach dem Tod irgendwo hinzugehen.

Ist es also auch eine Herausforderung für deine Arbeit, den Menschen Alternativen zur traditionellen Kirche zu bieten?

Ich glaube das Wichtigste ist, und das habe ich Gott sei Dank, dass man selbst nicht vollkommen klare Ansichten hat. Dass man nicht das Gefühl hat, alles zu wissen und nur das Richtige zu glauben. Bei dieser Arbeit muss man immer wieder offen dafür sein, herauszuspüren, dass für einen anderen Menschen eben etwas anderes stimmt. Jemand hat vielleicht die Vorstellung eines ihn stets begleitenden Schutzengels, der ihm dann die Tür zum Jenseits aufmacht. Man muss offen sein für Verschiedenes. Ich komme nie an und sage, ich sei die katholische Seelsorgerin. Ich kann jemanden auf katholische Art begleiten, ich weiss, was unsere Kirche sagte oder heute sagt, aber ich kann eben auch anders. So habe ich es auch gelernt, und so war ich wohl immer schon. Mich hat immer ganz vieles interessiert, was manchmal auch schwierig sein kann.

Was ist deine Meinung, hält man eine Abschiedsfeier für den Verstorbenen oder für die Angehörigen?

Ich bin vehemente Verfechterin von Abschiedsfeiern, seien sie auch nur im kleinen Rahmen. Ich bin total dagegen, dass ein Mensch stirbt, abgeholt und kremiert wird, und dann niemand etwas mit der Urne anzufangen weiss, ob diese jetzt ins Bücherregal gestellt oder entsorgt werden sollte. Solche Fälle habe ich konkret schon erlebt.

Dagegen bin ich, weil das Leben meiner Meinung nach ein Geschenk ist, etwas Einmaliges, und in dem Moment, in dem es endet, sollte es dazu gehören, einen Augenblick innezuhalten und den Verstorbenen mit seinem Leben auf irgendeine Weise zu ehren.

Und ich glaube auch, dass es für die Zurückgebliebenen tröstlich ist, sich so zu verabschieden und sich gewisse Dinge noch einmal zu vergegenwärtigen. Auch schmerzhaft, bei etwas, das vielleicht nicht mehr geschehen konnte, aber eben auch das Ehren der schönen und guten Erinnerungen. Das halte ich für wichtig.

So gesehen ist eine Abschiedsfeier wohl für beide. Das Ehren dieses einmaligen Lebens, von allem, was war, aber eben auch der Anfang der Trauerbegleitung für die Hinterbliebenen. Ohne diesen Abschied fehlt etwas.

Wird eine Abschiedsfeier denn eher nach den Wünschen des Verstorbenen oder nach denen der Angehörigen gestaltet?

Das ist sehr unterschiedlich. Es gibt Leute, die nie einen Ton zu ihrem eigenen Tod sagen, aber auch solche, die ihre eigene Feier selbst planen. Dabei handelt es sich eher um Jüngere, so ab 70 Jahren und darunter, die dann Liederwünsche anbringen oder ihre Angst vor einer Erdbestattung kundtun. Es gibt Menschen, die solche Dinge ganz klar mitteilen, die Abschiedsbriefe schreiben, welche dann an der Beerdigung verteilt werden, das habe ich auch schon erlebt. Und eben andere, die gar nichts sagen. Mein Vater sagte ein einziges Mal, dort, wo auf dem Friedhof die Särge beerdigt würden, sei es ihm zu schattig, da wolle er lieber nicht hin. Das war der einzige Anhaltspunkt, den wir hatten, dass er wohl lieber eine Kremation hätte. Vielleicht konnte er es nicht genauer sagen, vielleicht haben wir es auch falsch interpretiert, aber er hat nie etwas über seinen Tod oder seine Beerdigung gesagt. Das machen wahrscheinlich viele so. Und dann müssen die Zurückgebliebenen selbst entscheiden. Vielleicht hilft es auch, die Abschiedsfeier gestalten zu dürfen. Die Angehörigen sind ja diejenigen, die weiterleben müssen mit dem Verlust, der andere ist gegangen. Deshalb unterstütze ich auch Menschen, die Mühe haben mit den letzten Wünschen verstorbener Angehörigen. Ich kenne eine Frau, die ihrer Mutter versprochen hatte, sie auf dem Bielersee zu verstreuen. Das hat sie auch gemacht und danach immer bereut. Sie hat oft bei mir geweint und gesagt, sie finde es so schlimm, nirgends hingehen zu können, während alle anderen ein Grab hätten. Und ihr Vater erzähle jetzt schon, dasselbe zu wollen, doch sie könne sich das nicht vorstellen. Ich habe ihr dann vorgeschlagen, einen Teil seiner Asche auf dem Bielersee zu verstreuen und einen Teil zu beerdigen, und heute ist sie damit glücklich.

Ein anderes Mal habe ich eine Frau begleitet, die überhaupt nichts wollte, nichts kirchliches, keine Abschiedsfeier und ihre Asche könne man einfach irgendwo verstreuen wo es einem gefällt. Aber ihre

drei erwachsenen Kinder und ihr Mann haben schon als sie im Sterben lag, gesagt, sie würden das nicht ertragen. Sie wollten eine Abschiedsfeier machen und die Asche in einer Zeremonie verstreuen. Und so haben wir das dann auch gemacht, und die Beteiligten waren froh darum. Ich glaube nicht, dass so etwas dem Verstorbenen schadet. Ich habe mit dieser Frau viele Gespräche geführt und hatte das Gefühl, ihr war vor allem wichtig, dass es ihrer Familie gut geht.

Hier sieht man wieder, so ein Abschied ist eigentlich für beide. Ich glaube, so eng darf man das nicht sehen. Ich würde natürlich nie jemanden kirchlich beerdigen mit allem Brimborium, der das überhaupt nicht möchte. Oder einmal erzählte mir eine Frau, sie bekäme Horrorvorstellungen, wenn sie daran denke, bei ihr im Friedhof an der Wand mit der Urne in ein Kästchen gestellt zu werden, wo man dann ein Türchen zumacht. Dann würde ich nie gegen den Willen des Verstorbenen handeln. Aber vielleicht einfach eine Abschiedsfeier zu gestalten, auch wenn der andere sagt, man müsse nichts machen, das kann man meiner Meinung nach noch verantworten. Der tote Mensch leidet deswegen glaube ich nicht, wenn es für die Hinterbliebenen wichtig ist. Aber jemand anderes würde vielleicht etwas anderes dazu sagen.

Und dabei handelt es sich jetzt ja genau um Fragen, die es früher so noch nicht gab, weil man diese Alternativen noch gar nicht hatte, oder?

Ja, du musst nur nach Deutschland gehen und dort sieht es schon wieder anders aus. Man darf zwar eine Leiche ins Ausland transportieren und dort kremieren lassen, um dann die Asche nach Hause nehmen zu können, doch in Deutschland selbst muss die Urne auf dem Friedhof beigesetzt werden. In dieser Hinsicht ist die Schweiz sehr liberal, wir dürfen mit einer Urne eigentlich machen, was wir wollen. Mit einem Leichnam nicht, da gibt es Gesetze bezüglich Leichenschändung und so weiter, aber für die Asche eines Menschen gibt es keine Gesetze. Da ist die Schweiz sehr liberal, genauso mit Exit. Vielleicht haben wir auch einfach eine andere Geschichte als Deutschland mit dem Holocaust, das kommt vielleicht von daher. Aber ich finde es schon noch speziell, es ist ja eigentlich nur Asche. Auf der anderen Seite habe ich selbst schon auch ein Problem mit dem Gefühl, überall über irgendein Grab zu stolpern. Wenn man jemanden schon irgendwo verstreut, muss man es meiner Meinung nach nicht anschreiben, das stört mich dann irgendwie. In einem Baumfriedhof ist es dann etwas anderes, mit einem eigenen Schild am Baum. Aber sonst will ich das irgendwie nicht wissen, wo jetzt jemand sein Grab hat.

Was meinst du, seit wann werden kirchlich festgelegt Abläufe beim Tod nicht mehr so streng eingehalten?

Das ist eigentlich ziemlich neu. Das ist vielleicht in den letzten zehn Jahren aufgekommen. Ich habe jetzt gerade eine Abschiedsfeier gemacht von einem jungen Mann, der sich das Leben genommen hat. Und das Verrückte ist, schon vor 20 Jahren hat sich in dieser Familie ein 15-jähriger Sohn das Leben genommen. Damals war es für alle sonnenklar, dass man eine normale kirchliche Beerdigung machen würde. Und wahrscheinlich war es auch der falsche Pfarrer, jedenfalls hat diese Familie die Beerdigung als so schrecklich und seelenlos empfunden, dass sie sich geschworen hat, so etwas nicht mehr

zu tun, wenn noch jemandem etwas passieren sollte. Sie konnten ja nicht ahnen, dass sich noch einmal jemand das Leben nehmen würde. Jedenfalls wurden sie auch überhaupt nicht begleitet, aus der Pfarrei hat nie jemand nachgefragt, wie es ihnen geht, so dass sie später auch aus der Kirche ausgetreten sind. Heute jedenfalls trauen sie sich zu sagen, dass sie so etwas nicht mehr wollen, dass sie etwas Individuelles für die Abschiedsfeier wollen. Aber damals, vor 20 Jahren, hätten sie sich das noch nicht getraut.

Nur schon Urnengräber kamen ja erst vor vielleicht 20 Jahren auf. Zuvor gab es praktisch nur Sargbeisetzungen, was heute eine totale Seltenheit ist. In Reiden gibt es auf diesem riesigen Friedhof genau eine Ecke mit Erdbestattungen und, das ist jetzt überhaupt nicht abschätzig gemeint, dort sieht man praktisch nur Ausländer. Italiener, Spanier, Portugiesen, die hier gelebt haben und für die Kremation eigentlich kein Thema ist. Oder auch die Zeugen Jehovas lassen sich nur im Sarg beisetzen, da sie ihrem Glauben nach am jüngsten Tag ja ihren Körper zur Auferstehung benötigen. Das 17-jährige Mädchen, das letztens hier in Dagmersellen auf dem Motorrad verunglückt ist, war Mitglied der Zeugen Jehovas und wurde im Sarg beigesetzt.

Es geht also seit nicht allzu langer Zeit eine riesige Entwicklung vor sich. Genau gleich, wie sich die Kirchen immer mehr leeren, sind auch Abschiedsfeiern ein Feld, wo man es anders haben möchte. Wo man aber, was ich immer wieder spüre, offen ist für alte Riten und Bräuche wie Wasser, Weihrauch und Erde. Also Dinge, welche die Kirche anbietet und wofür die Leute wieder offen sind und es verstehen, wenn man ihnen diese Formen erklärt und sie neu belebt.

Gab es auch Veränderungen in Bezug auf die Mentalität der Menschen gegenüber dem Tod, die ohne Einfluss der Kirche und der Säkularisierung stattgefunden haben?

Ich glaube schon, dass es viel damit zu tun hat, dass die Leute hier kirchenferner geworden sind. Das heisst, dass man vieles gar nicht mehr kennt, nicht mehr weiss, vielleicht auch nicht mehr versteht. Vor allem jüngere Leute haben keine Ahnung mehr von diesen kirchlichen Formen, deshalb bedeutet es ihnen auch nichts. Wenn dann jemand Nahestehendes stirbt, sind die einen im luftleeren Raum und die anderen suchen sich Hilfe. Hilfe findet man heute auf jedem Internetportal, zum Beispiel Ritualbegleiter oder Esoterik. Da gibt es etliche Angebote für solche Situationen, das sind diejenigen, welche in die Lücke gesprungen sind für die Kirche. Der Mensch ist nicht weniger spirituell oder weniger religiös, aber er lebt es lieber mit anderen Formen aus als die Kirche sie bietet. Die Kirche reicht irgendwie nicht mehr aus. Dafür gibt es nun andere Angebote, wie eben solche keltischen Rituale. Dort sind die vier Elemente Wasser, Erde, Feuer und Luft im Vordergrund, und da muss ich sagen, das haben wir im Christentum eigentlich auch. Wasser als Weihwasser, Erde bei der Beerdigung, Feuer in Form von Kerzen und Luft als Weihrauch. Das sind Dinge, die der Mensch versteht, schon seit immer. Und damals hat die Kirche solche Bräuche wahrscheinlich ja auch von den Kelten übernommen, das weiss ja niemand mehr. Es hängt also nicht zwingend alles mit der Kirche zusammen, wenn es um den Umgang mit dem Tod geht, teilweise handelt es sich auch einfach um alte Bräuche, die man so beibehalten und dann in die Kirche eingeflochten hat. Es handelt sich dabei um uralte Dinge, wenn man zum Beispiel im Totenzimmer das Fenster öffnete, um die Seele freizulassen, oder den Spiegel verdeckte, damit die Seele nicht hängenbleibt.

Schlussendlich hat es damit zu tun, dass der Mensch sich vorgestellt hat, woher er kommt und wohin er geht, was zentrale Fragen der Spiritualität sind. Und Antworten auf diese Fragen sucht der Mensch nun einmal in Ritualen. Früher als ganz einfacher Kulturmensch und jetzt mit all dem Brimborium, das darum herum entstanden ist, das eigentlich ja schön ist und mir gefällt, aber wozu einfach nicht mehr alle Zugang finden. Und vielleicht ist es eben genau die Aufgabe von Menschen, die in solchen Gremien arbeiten, den Leuten diese Dinge wieder mehr zu übersetzen und zu zeigen, wie sie einem helfen können.

Aber es hat sicher mit der Kirche zu tun, dass der Mensch heute auf der Suche nach anderem ist und dass wohl bald schon bei den Wenigsten ganz klar ist, ob es eine Messfeier und eine Beerdigung gibt.

Wie stehst du zur Meinung, der Tod werde heutzutage verdrängt, tabuisiert und privatisiert?

Ich glaube, wer in einer Dorfgemeinschaft lebt, in der die Leute einander noch kennen und in die Gesellschaft eingebettet sind, kann vielleicht auch eher noch zelebrieren, dass man Anteil nehmen lässt am Tod eines Menschen. Wer aber irgendwo einsam in einer Stadt gelebt hat, wird nie dieselbe Öffentlichkeit haben bei seiner Beisetzung.

Heute werden aber oft auch Menschen, die in einem solchen ländlichen Rahmen gelebt haben, trotzdem privat beerdigt. Damit habe ich so meine Schwierigkeiten, wenn jemand stirbt, mit dem viele Menschen eine Beziehung hatten, und man denjenigen dann einfach klammheimlich beerdigt und erst danach eine Todesanzeige veröffentlicht. Man nimmt den anderen somit das Recht oder die Möglichkeit, sich vom Verstorbenen zu verabschieden.

Ich habe ja eine Ausbildung gemacht zur Trauerbegleiterin, und von Trauer weiss man, dass sie gesehen werden muss. Trauern kann man nicht alleine. Es ist ein Urgefühl des Menschen. Canacakis ist ein bekannter Trauerforscher und sagte einmal: «Trauer ist wie eine vornehme Dame, die gesehen werden will.» Wird Trauer nur alleine im stillen Kämmerchen gelebt, liegt eine riesige Gefahr vor, dass man eine Depression entwickelt. Und unsere Gesellschaft hat so viele depressive Menschen, weil ebensolche Urgefühle wie die Trauer nicht mehr gelebt werden. Deshalb finde ich solche stillen Beisetzungen relativ heikel. Diese unterstützen auch die Forderung, dass man nach der Beerdigung sofort wieder funktionieren muss. Es weiss dann schliesslich niemand vom Tod des Angehörigen, also muss man am nächsten Tag wieder bereitstehen und darf gar nicht traurig sein. Früher trug man ein Jahr lang schwarze Kleidung. Auf der einen Seite hat das Einige wohl auch genervt, weil sie diesem Menschen gar nicht so nahe standen. Aber ich glaube, man muss Trauer schon zeigen und mitteilen können. Die Frage ist, wie.

Kannst du tatsächlich die Entwicklung wahrnehmen, dass Beisetzungen im privaten Rahmen mehr und mehr bevorzugt werden?

Das hat häufig auch finanzielle Gründe. Ein Grab kostet Geld, das Essen kostet Geld, Todesanzeigen und so weiter kosten Geld. Es gibt auch Leute, die rechnen. Das ist das eine, und zum anderen gibt es diejenigen Leute, die überfordert sind mit der Kirche und allem und schlicht nicht wissen, was sie tun

sollen. Wie dieser Mann, von dem ich schon zu Beginn erzählt habe, der eigentlich recht bekannt war und jetzt in der Urne auf dem Bücherregal steht, ohne Beerdigung und ohne Todesanzeige. Und das, weil seine Frau einfach überfordert ist und nirgends wirklich dazugehört. Ich habe mich schon gefragt, was einmal mit dieser Urne passiert, wenn sie dann dement wird oder ins Altersheim kommt. Schlussendlich wird man dann einfach entsorgt, und das ist doch komisch.

Wird deiner Meinung nach der Tod heute mehr verdrängt als früher?

...Das ist eine sehr schwierige Frage. Ich glaube, dass das Sterben nicht in unsere heutige Leistungsgesellschaft passt. Wir müssen schön sein, gesund sein, jung sein, fit sein. In diesem Sinne wird der Tod eben schon verdrängt, es wird als mühsame Last empfunden, sterben zu müssen. Und dann liest man davon, sich einfrieren lassen zu können um dann irgendwann einmal wieder aufgetaut zu werden und allerlei solcher Ideen. Letztlich müssen wir fast aufpassen, nicht als «Looser» dazustehen, wenn wir sterben. Und auch die Trauernden haben verloren, schliesslich sollten sie schon lange wieder fit und fröhlich sein und weiterfunktionieren.

Es gibt aber auch andere Tendenzen, wie in der Pflege mit der «Palliative care», wo man mehr über das Sterben spricht und dem Thema die nötige Beachtung schenkt. Dort muss man bloss nur aufpassen, dass es nicht zum Kommerz wird. Nicht, dass es dann Leute gibt, die für 3'000 Franken eine riesige Feier veranstalten, wenn du stirbst. Auch das kann gefährlich sein. Aber ich weiss gar nicht, was ich dir da alles erzähle.

Es ist ja auch eine schwierige Frage. Natürlich kann man nicht einfach so sagen, ob es vor 70 Jahren für die Beteiligten noch einfacher war, wenn jemand gestorben ist.

Vielleicht einfach in dem Sinn, dass damals vordergründig alle zu einer Kirche gehörten, entweder katholisch oder reformiert. Damit war alles geregelt, was passieren würde, man musste sich gar keine Gedanken mehr machen. Und heute macht man sich entweder Gedanken, hat Ideen und Antworten auf seine Fragen, wie man die Dinge sieht. Oder aber man wird zum Materialist, blendet alles Spirituelle aus und der Tod wird selbst zu etwas Materiellem, von dem man meint, damit klarzukommen, indem man den Verstorbenen auf Deutsch gesagt einfach entsorgt. Und damit wird man seiner Seele schlussendlich schaden, denn ein Mensch verträgt so etwas nicht. Ich denke, eigentlich ist jeder Mensch spirituell, aber man kann es natürlich unterdrücken. Trump ist für mich der Inbegriff des absoluten Materialisten, bei dem nur Geld zählt. Der Rest ist dann Nebensache. Der am wenigsten spirituellste Mensch, den ich je gesehen habe. Und wenn wir nur noch so sind, wird es für viele Menschen schwierig. Darum sollte man eben trotzdem über den Tod sprechen und einen Weg zu finden versuchen. Wir sind im Moment in einer Art Übergangsphase, in der wir nicht wirklich wissen, was wir tun sollen, und deren Ausgang noch unklar ist. Das ist eine grosse Aufgabe für jeden, der sich mit dem Thema befasst, etwas darüber zu sagen und darauf aufmerksam zu machen.

Und wenn man eben in so einem Heim arbeitet und mit den Leuten ins Gespräch kommt, merkt man, wie sie auf der Suche sind und nicht genau wissen, was sie tun sollen. Das spüre ich schon, dass alles ein wenig in der Schwebe ist. Daher hat sich schon viel verändert.

Wie beeinflusst die Vorstellung vom Tod und dem, was danach kommt, den Umgang mit dem Tod und die Trauer der Menschen?

Eine junge Frau, etwa 23 Jahre alt, deren Mutter eine Hirnblutung hatte und ganz schnell gestorben war, meinte einmal zu mir: «Weisst du, ich habe immer gesagt, ich glaube an nichts, und nach dem Tod kommt nichts als ein schwarzes Loch und man ist für immer weg. Und jetzt stirbt das Liebste, was ich habe, und ich kann das nicht mehr glauben. Ich kann nicht glauben, dass meine Mutter einfach weg ist.»

Ich habe irgendwo mal den Spruch gelesen: «Seit du dort bist, kann dort nicht nichts sein.», und ich denke so geht es vielen. Man beginnt, sich Fragen zu stellen, wenn jemand stirbt, der einem nahestand.

Was man glaubt ist wohl schon massgebend dafür, wie man mit dem Tod umgeht. Ob man jetzt in ein grosses Ganzes eingeht, in den Frieden und die Ruhe, oder in ein anderes Leben. Oder ob man das Ganze auf das Materielle beschränkt und sich schon über das Erbe freut. Das kommt auch vor.

Es kann auch eine totale Vertröstung sein, wenn man als Hinterbliebener an ein schönes Jenseits glaubt. Viele kommen ja vom früher mitgeteilten Glauben an den «Milchbüechli-Gott» weg, der für jede kleine falsche Tat einen Eintrag macht, für den man dann büssen muss. Das ist ja schön, hat man sich von dieser beängstigenden Vorstellung entfernt.

Also könnte man sagen, dass man früher Angst hatte vor den Strafen für die eigenen Sünden und heute vor der Ungewissheit?

Ja. Die Menschen suchen heute nach Halt, nach Trost um mit dem Tod umgehen zu können. Eine Frau, die ich gerade begleite, sagte mir, es tröste sie, dass ihre Kinder schon erwachsen sind und sie nicht schon früher gehen musste. Und sie glaube schon, dass das danach etwas Gutes ist. Aber natürlich hat niemand eine konkrete Vorstellung davon, was nach dem Tod ist. In meiner letzten Ausbildung mussten wir unsere eigenen Jenseitsvorstellungen aufschreiben, was mich doch sehr gefordert hat. Oder wir mussten uns fragen, wovor wir bei unserem eigenen Tod am meisten Angst haben. Das sind schwierige Fragen, die man sich normalerweise nicht stellt. Aber ich denke, wer Menschen beim Sterben begleitet, muss sich ab und zu solche Fragen stellen. Und je mehr ich mache und je älter ich werde, umso mehr denke ich, dass ich nichts weiss. Ich weiss gar nichts. Es ist ein Gefühl, aber Wissen ist es nicht.

9.3 Interview mit Alfred Zemp

Ehemaliger Bestatter in Uffikon

Geführt am 16.6.2017 in Uffikon

Von wann bis wann waren Sie als Bestatter tätig und was für Aufgaben gehören zu diesem Beruf?

Man war früher von Beruf her ja einfach Schreiner und hat nebenbei auch die Särge gemacht. Zu den Tätigkeiten gehört zum Beispiel auch, den Leuten zu sagen, was sie zu tun haben. Sie fragen häufig nach, wem sie berichten müssen und so weiter. Den Priester und den Arzt anrufen, sich bei der Gemeinde melden und all das. Sicher muss man auch ruhig bleiben, wenn die Leute nervös und hektisch werden. Dann probiert man einfach, das Beste daraus zu machen und sie zu beruhigen.

Wissen Sie noch, wann und weshalb Sie mit dem Beruf angefangen haben?

Früher hat der Schreiner der Gemeinde ja die Särge und die Bestattungen gemacht. Das war bei mir als Schreiner einfach naheliegend. Seit ich so um 1965 oder 66 aus der Lehre kam, habe ich Bestattungen gemacht in Uffikon und Buchs.

Was meinen Sie macht den Tod für uns Menschen zu einem schwierigen Thema?

Für manche Leute ist es wohl schon ein schwieriges Thema. Ich hatte nie ein grosses Problem damit. Er gehört einfach zum Leben, der Tod. Umgehen kann ihn niemand. Ich weiss von Leuten, die keine Leichenhalle betreten können, aber ich hatte noch nie ein Problem damit. Wahrscheinlich auch, weil ich durch den Beruf so jung ins Thema hineingerutscht bin. Auch meine Kinder. Ich hatte die Särge jeweils von der Firma Willimann in Rickenbach. Ich habe sie dann selbst ausgestattet und im Keller unten eingelagert. Und meine Kinder waren oft dabei beim Ausstatten und haben auch dort unten gespielt. Aber als einmal meine Nichte hier war und die Särge im Keller sah, wollte sie von da an nicht mehr zu uns in die Ferien kommen. Wenn man es sich nicht gewohnt ist, ist es wohl schon noch etwas Spezielles.

Denken Sie, Sie konnten den Angehörigen die Trauerzeit mit ihrer Arbeit irgendwie erleichtern?

In einem gewissen Sinn wohl schon. Man bekommt ja den Anruf, dass jemand gestorben ist. Dann frage ich nach, ob der Arzt schon da war und wann wir vorbeikommen können. Ist man dann vor Ort, bespricht man mit ihnen, was noch gemacht werden muss für die Beerdigung und so weiter. Die Wahl zwischen Kremation und Erdbestattung findet auch dann statt. Und man probiert dann eben, den Leuten gut zuzureden. Es ist natürlich nicht immer gleich. Manchen geht es gar nicht so schlecht und bei

anderen war es schon sehr schlimm, gerade wenn ein junger Mensch gestorben ist. Das ist im Umgang schon anders, als wenn jemand älteres stirbt.

Hat sich ihr Beruf im Laufe ihrer Beschäftigungszeit auf irgendeine Weise verändert?

Gross verändert eigentlich nicht. Ganz zu Beginn zog man den Toten beim Einsargen noch das weisse Totenkleid an. Und je länger je mehr nahm man dafür einfach normale Kleidung, die der Verstorbene zuvor gern getragen hatte. Das Waschen und Ankleiden haben eigentlich immer wir übernommen, deshalb ging man auch zu zweit, um die Person vom Bett in den Sarg zu tragen. Auch Frisieren gehörte dazu und bei Unfällen versuchte man, die Wunden zu überdecken. Wenn die Spitex schon da war, haben sie diese Aufgaben übernommen und wir mussten nur noch Einsargen.

Wie haben Sie die Särge jeweils gemacht?

Also man hat den Sarg in der Werkstatt gemacht, dann hat man ihn ausgekleidet mit weissem Satin, es gab auch ein Kissen und am Boden wurden Hobelspäne ausgelegt, um die Flüssigkeit aufzusaugen falls der Tote noch Wasserlassen sollte. Früher gab es noch grosse Verzierungen an den Särgen, Griffe und Bänder.

Gab es denn grosse Unterschiede im Aussehen der Särge oder war das immer in etwa dasselbe?

Es war eigentlich immer dieselbe sechseckige Sargform. Eine Zeit lang waren halbrunde Särge Gang und Gäbe. Wohlhabende Familien liessen sich spezielle Särge von irgendeiner Firma machen und hierher transportieren. Hier in Uffikon habe ich einmal einen Priester eingesargt, da wollten die Angehörigen das Abendmahl auf dem Sargdeckel aufgemalt haben. Es konnten also schon Spezialwünsche angebracht werden. Heute mache ich die Bestattungen ja zusammen mit der Firma Egli von Bero-münster, und die haben einen ganzen Katalog mit verschiedenen Särgen.

Ist das Bestattungswesen also zentraler geworden?

Eigentlich schon, ja. Hier in der Gegend ist hauptsächlich Egli tätig, von Staffelbach gibt es noch einen, der ab und zu kommt. Früher gab es noch einen, Amstutz oder Amstein hiess er, aber der hat jetzt, glaube ich, auch aufgehört.

Wie können Sie sich diese Entwicklung erklären?

Das ist eine schwierige Frage. Man muss in einem kleinen Bestattungsunternehmen rund um die Uhr erreichbar und bereit sein, was schwierig ist und ein Grund sein könnte. Der Egli hat natürlich seine Angestellten die einfach ihre Schichten haben und das läuft gut so. Und nur in einer Gemeinde kann man nicht hauptberuflich Bestatter sein, da hat man zu wenig zu tun. Hier in Uffikon waren 10 Todesfälle in einem Jahr schon viel. Deshalb kam das auch in Kombination mit dem Schreinerberuf.

War ihre Arbeit als Bestatter beendet, sobald der Sarg auf dem Friedhof stand?

Früher wurden die Toten ja noch zu Hause aufgebahrt und später kam dann die Leichenhalle. In der Regel ging ich dann auch am Tag der Beerdigung zum Friedhof und half mit, den Sarg zuzudecken. Das Grabkreuz mit Beschriftung musste auch noch gemacht werden. Das ist auch heute noch so. Nur wollen die meisten heute keinen goldenen Christuskorpus mehr auf dem Kreuz, so wie es früher alle hatten. Ich habe jetzt immer nachgefragt, einige wollen ihn noch immer. Auf die Wünsche der Menschen muss man ja sowieso immer eingehen, denn das kann sehr heikel sein, da es etwas sehr emotionales ist. Zum Teil kann es auch Spannungen geben zwischen den Wünschen der Angehörigen und denen des Verstorbenen selbst. Da muss man zu vermitteln versuchen.

Gibt es heute mehr Spezialwünsche bezüglich Sarg und Grab oder kann man das nicht so sagen?

In der letzten Zeit gab es eigentlich nur Kremationssärge, das sind die einfachsten Särge für Menschen, die danach kremiert werden. Ich habe eigentlich keine speziellen Wünsche entgegengenommen. Spezialwünsche waren allgemein während meiner gesamten Arbeitszeit selten. Die normalen Särge waren, so meine ich, allorts üblich.

Und das Grabkreuz steht solange, bis der Grabstein fertig ist, richtig?

Genau. Einige lassen es auch stehen, vielleicht aus finanziellen Gründen. Ein Grabstein kostet schon um die 5'000 Franken und mehr. Oder vielleicht war es auch der Wunsch des Verstorbenen. Und je länger je mehr entscheidet man sich heute ja fürs Gemeinschaftsgrab. Das ist schon eine Veränderung.

Gibt es auch gesetzliche Bestimmungen rund um die Bestattung? Zum Beispiel bei den Massen der Särge?

Normalerweise ist ein Sarg 1.90 Meter lang. War ein spezieller Sarg nötig, wusste man das ja. Und es gibt verschiedene Breiten. Aber eigentlich haben die Särge genormte Grössen. Eine andere Vorschrift ist, dass man den Leichnam zwingend mit dem Leichenwagen transportieren muss. In den Sechzigerjahren konnte man das noch so machen, wie man wollte. Auch mit einem offenen Auto. Und die gekühlte Aufbewahrung kam mit dem von der Gemeinde veranlassten Bau der Leichenhalle.

Wann hat man denn begonnen, Leichenhallen zu bauen?

Unsere in Uffikon wurde soviel ich weiss in den Siebzigerjahren gebaut. Dagmersellen hatte sie wohl früher. Aber ich denke, dass sich diese Veränderung Ende der Fünfziger- und Anfang der Sechzigerjahre vollzogen hat. Zuvor hat man den Leichnam noch Zuhause aufgebahrt.

Gab es auch kirchliche Vorschriften, die zu beachten waren?

Eigentlich nichts. Die Leute haben sich ja mit dem Priester abgesprochen, wie alles ablaufen soll. Wir haben einfach unsere Arbeit gemacht, also eingesargt, den Toten in die Leichenhalle gebracht und geholfen bei der Beerdigung. Das Brauchtum mit der Beerdigung und dem Kreuz auf dem Grab kommt natürlich von der Kirche. Das hat immer dazugehört und gehört auch heute noch dazu. Ob die Beerdigung jetzt aber von der Kirche aus sein soll oder nicht ist immer Sache der Angehörigen. Damit hatten wir nichts zu tun. Der Bestatter Egli bietet jetzt zusätzlich auch noch Todesanzeigen an, das habe ich nicht gemacht. Einige sind dann irrsinnig froh, wenn sie dadurch weniger zu tun haben, andere machen es aber lieber selbst.

Haben Bestatter in letzter Zeit also mehr Aufgaben übernommen, welche zuvor von den Angehörigen erledigt wurden?

Hier auf dem Land ist das wohl schon noch nicht so aktuell oder es wird noch eine Weile dauern, bis es auch hier so üblich ist. Aber in der Stadt ist das schon gang und gäbe, dass man schon vor dem Tod einzahlt und sich dann eine Firma um alles kümmert.

Konnten Sie spezielle Bräuche, Gepflogenheiten und Wünsche der Trauernden rund um das Totengedenken während verschiedener Zeitphasen beobachten?

Heute lassen sich praktisch alle kremieren, Erdbestattungen gehören zur Minderheit. Dann kann man auch länger warten bis zur Beerdigung, diese findet nicht mehr zwingend direkt nach dem Todesfall statt. Bräuche wie die Totenwache habe ich so nie erlebt. Ich weiss aber von meiner Schwester, die Klosterfrau in Chile ist, dass wenn jemand stirbt Totenwache gehalten wird, dann betet man die ganze Nacht lang. Das ist aber auf dem Land. Hier ist das wohl schon eine Weile zurück mit diesen Bräuchen.

Ab wann hatten Sie mit Leuten zu tun, welche eine Feuerbestattung vorzogen?

Ich glaube das hat so in den Siebziger- oder Achtzigerjahren angefangen. Es gab halt dieses Angstgefühl vor dem Verbrennen, aber eigentlich ist es ja eine saubere Sache. Und die Kirche war ja auch nicht begeistert von der Kremation. Aber heute sieht es ganz anders aus, es gibt nur noch seltene Fälle, wo sich Menschen für eine Erdbestattung entscheiden. Hier in Uffikon haben wir praktisch 100 Prozent Kremation.

Waren es zu Beginn eher die jüngeren Menschen, die sich kremieren liessen?

Das kann schon sein. Es kommt aber vor allem auf die Angehörigen an. Es kam auch oft bei Familien vor, dass der Vater erdbestattet wurde und als dann die Mutter starb, liess man sie kremieren, um die Urne dann ins selbe Grab legen zu können.

Sowieso, Familiengräber waren so in den Sechzigerjahren sehr in Mode. Heute sieht man das praktisch nicht mehr. Hier beim Friedhof in Uffikon wollen sie sowieso alles ein wenig ändern. Das jetzige Gemeinschaftsgrab hat einfach einen Schieber und die Asche von allen Verstorbenen kommt zusammen. Daran möchte man nun etwas ändern, aber das ist ja Sache der Gemeinde, Genaueres weiss ich da nicht. In Dagmersellen haben sie im Gemeinschaftsgrab ja einfach die Urnen nebeneinander.

Wie lange dauerte es durchschnittlich vom Tod bis zur Beerdigung? Hat sich daran etwas geändert?

Früher etwa 48 Stunden, höchstens 60. Durch die Kremation kann man heute so lange warten, wie man will. Das entscheiden die Angehörigen. Aber in der Regel dauert es so eine Woche, bis dann die Beerdigung stattfindet. Bei der Erdbestattung gibt es die gesetzliche Vorschrift von 96 Stunden, wie ich meine.

Wie sieht denn der gewöhnliche Ablauf nach einem Todesfall aus?

Zuerst muss der Arzt den Tod feststellen, bevor man einsargen darf. Dann kommt der Bestatter. Meist sind die Menschen nach einem Todesfall sehr aufgeregt und rufen schnell einmal den Bestatter an. Aber wir gehen erst, wenn der Arzt schon da war. Von den Särgen hatte ich immer so sechs oder sieben auf Lager, von denen ich dann einen mitnehmen konnte. Und heute haben die Bestattungsunternehmen ganze Lager mit verschiedenen Modellen, auch bei den Urnen. Für die Kremationen sind wir jetzt immer nach Langenthal. Danach brachte man die Urne beim Gärtner vorbei zum Verzieren, und der brachte sie dann zum Friedhof.

Würden sie den Übergang zur Kremation also als die grösste Veränderung im Bestattungswesen während Ihrer Zeit bezeichnen?

Ja, das ist sicher die grösste Veränderung. Sonst war eigentlich alles sehr beständig. Es gab nie sehr spezielle Wünsche, wir hatten jedenfalls nie Probleme. In der Stadt war das vielleicht anders, da hatten reiche Leute vielleicht andere Ansprüche.

Die meisten Urnen werden ja auf dem Friedhof begraben, aber man dürfte sie auch nach Hause nehmen, oder?

Ja, man darf die Urne mit nach Hause nehmen, und es gibt immer häufiger Leute, die nicht auf dem Friedhof beerdigt werden wollen. Dann wird die Asche zum Beispiel im Wald oder auf einem Fluss verstreut.

Erkennt man auf dem Friedhof, wie gut betucht eine Person gewesen ist?

Früher hat man das wohl schon noch mehr gesehen. Junge Leute wollen heute eben auch möglichst wenig zu tun haben mit der Grabpflege. Vielfach wird mit dem Gärtner ein Vertrag über etwa 10 Jahre

gemacht, dass der dann zweimal im Jahr neue Blumen pflanzt und etwas Sorge trägt. Das hat man früher alles noch selbst gemacht. Ein Faktor ist wohl auch, dass heute nicht mehr die ganze Familie im gleichen Dorf wohnt und man so einen viel längeren Anreiseweg zum Friedhof hat. Aber die Tendenz ist schon, dass die Leute das Grab ihrer Angehörigen seltener besuchen. Früher gab es ja auch noch den Siebten, das kennt man heute nicht mehr. Höchstens noch den Dreissigsten und manchmal nicht einmal den. So in den Fünfzigerjahren ist man ja auch viel jünger gestorben. Da war 90 noch ein sehr hohes Alter. Durch die Medizin hat sich das verändert. Und wenn jemand heute im hohen Alter stirbt, ist die Erleichterung vielleicht fast grösser als die Trauer, da diese Person eigentlich nur noch gelitten hat. Man lebt einfach länger und der Tod wird so quasi nach hinten verschoben.

Meinen Sie denn, dass der Tod heute mehr verdrängt wird als früher?

Ich weiss es nicht. Ich hatte auch schon mit Leuten zu tun, die an keine Maschine angeschlossen werden wollen. Die sagen, wenn es fertig ist, ist es eben fertig. Und andere wollen alles Mögliche versuchen. Das hat immer mit der Einstellung der jeweiligen Person zu tun. Heute hat man einfach mehr Möglichkeiten der Lebensverlängerung, aber die Frage ist, ob man das will. Deshalb gibt es ja auch diesen Vertrag, die Patientenverfügung. Das kannte man früher auch nicht. Da hat man sich seinem Schicksal oder Gott ergeben. Dafür gab es aber auch keinen Entscheidungsdruck.

9.4 Interview mit Walter Steiger

Ehemaliger Bestatter in Dagmersellen

Geführt am 22.6.2017 in Dagmersellen

Seit wann und wie lange waren Sie als Bestatter tätig?

Seit 1959, da war ich gerade 20 Jahre alt. Bis 2010, also war ich 51 Jahre lang als Schreiner und nebenberuflich als Bestatter tätig.

Wie sind Sie zu Ihrem Beruf gekommen?

Mein Grossvater und mein Vater haben schon dasselbe gemacht. Es war einfach naheliegend.

Welche Tätigkeiten gehören zum Aufgabenbereich eines Bestatters?

Nachdem der Arzt den Tod festgestellt hat, wird das Bestattungsunternehmen benachrichtigt. Dann gibt es ein paar Fragen an die Angehörigen, die auf einem Blatt aufgelistet sind. Das ist für die Angehörigen nicht immer einfach. Dazu gehören Name und Jahrgang des Toten, ob Erdbestattung oder Kremation, Totenhemd oder persönliche Kleidung und auch Grösse und Gewicht des Verstorbenen. Dann gibt es je nach dem einen normalen, einen halbbreiten oder einen überbreiten Sarg. Dann frage ich, wann ich die Leiche abholen soll. Befindet sie sich zu Hause ist das meist nicht sofort der Fall, da vielleicht noch Angehörige für den Abschied anreisen oder der Seelsorger noch vorbeikommt. Bei einem Unfall kommt der Bestatter jedoch sofort, oft mit einem Unfallsarg, weil der Amtsarzt und die Polizei eine Leichenschau durchführen müssen.

Ein Unfallsarg ist aus Blech und beinhaltet auch einen Unfallsack für schlimm zugerichtete Leichen, der bei der Kremation ebenfalls verbrannt wird.

Auf den Anruf folgte die Vorbereitung. Der zweite Mann musste informiert werden. Und das Grabkreuz musste angeschrieben werden. Dann fuhr ich jeweils mit dem Leichenwagen los, entweder zum Haus des Verstorbenen oder auf den Unfallplatz. Da habe ich erst einmal mein Beileid ausgesprochen. Und grundsätzlich versuchten wir immer, die Vorbereitungen ohne die Angehörigen im Zimmer zu treffen, damit sie nicht zusehen müssen. Manchmal muss der Tote noch gewaschen werden, das ist kein schöner Anblick. Ich hatte dann auch immer Pampers dabei, die wir dem Toten vor dem Ankleiden zur Sicherheit anzogen.

Bei einer Kremation musste noch geklärt werden, ob ich oder die Angehörigen die Urne am Krematorium abholen sollen. Oft brachte ich die Urne dann noch zum Gärtner, der sie mit Blumen schmückte und dann selbst auf den Friedhof brachte.

Gab es denn auch Angehörige, die dabei sein wollten beim Ankleiden?

Ja, es gab auch solche, die den Toten selbst ankleiden wollten. Sie wussten dann nicht immer, was sie jetzt tun sollten und fragten dann nach. Manchmal haben sie es dann selbst gemacht und manchmal mussten wir dann helfen. Normalerweise haben wir den Toten aber schon in den Sarg gelegt und schön «zwäggmacht» und dann die Angehörigen wieder dazu gebeten. Man will sie ja möglichst entlasten.

Was meinen Sie macht den Tod für uns Menschen zu einem schwierigen Thema? Oder sind Sie überhaupt dieser Meinung?

Nein. Es hat mir eigentlich nie etwas ausgemacht. Am schlimmsten finde ich Kindstode. Davon habe ich vielleicht sechs oder sieben erlebt. Dann musste ich jeweils auch mit nach Zürich in die Gerichtsmedizin und der Körper wurde hinten aufgeschnitten. Ich sagte dann den Angehörigen, sie müssten mir eine Mütze für das Kind mitgeben. Oft wurde ich gefragt, weshalb. Einmal wollten die Eltern auch dabei sein beim Einsargen, dann haben sie verstanden, weshalb.

Das erste Mal, als ich mit meinem Vater mitgegangen bin, habe ich ihm gesagt, ich käme nie mehr mit. Das war nichts Schönes. Das zweite Mal meinte er dann, ich müsse eben trotzdem mitkommen. Dieses Mal war es auch weniger schlimm und mein Vater sagte mir dann, es seien eben nicht alle gleich anspruchsvoll wie der erste Fall. Von da an hat es mir nichts mehr ausgemacht. Ich musste auch nie zum «Spezialisten» (Psychiater).

Konnten Sie es den trauernden Angehörigen mit Ihrer Arbeit etwas leichter machen?

Ich habe halt einfach mit ihnen gesprochen. Dass das Leben eben einmal aufhört. Dass es dem Verstorbenen ja gut gegangen ist. Dass es nun mal so sein musste. Aber für die Angehörigen ist es immer schwer, wenn ein Nahestehender stirbt. Wir sind dann vielleicht nicht gleich wieder gegangen mit dem Sarg. Häufig hatten sie auch noch Fragen an uns, was sie jetzt noch zu tun hatten.

Was hat sich im Laufe der Zeit in Ihrem Beruf verändert?

In meinen ersten zehn Jahren gab es gar keine Kremationen. Und 2010 bin ich 111 Mal nach Langenthal und 19 Mal nach Luzern ins Krematorium gefahren. Erdbestattungen habe ich in diesem Jahr drei erlebt.

Worauf können Sie das zurückführen?

Ich kann mir das nicht wirklich erklären. Es kostet etwas weniger, vor allem im Gemeinschaftsgrab. Die Mehrheit will heute ins Gemeinschaftsgrab, vielleicht wollen noch sechs pro Jahr ins Reihengrab. Das ist vielleicht schon eine Preisfrage. Ein Grabstein kostet schnell einmal um die 4'000 Franken. Und die Grabbepflanzung kostet wohl auch 100 Franken pro Jahr.

Wann sind denn Gemeinschaftsgräber aufgekommen?

Als ich angefangen habe, gab es das noch nicht. Wohl etwa um 1981. Von da an hatte ich einen Leichenwagen.

Sowieso, wie lief der Transport des Leichnams zum Friedhof früher ab?

Mein Grossvater brachte die Särge noch mit dem Handkarren. Mein Vater hatte dann einen Veloanhänger, so habe ich es zu Beginn auch gemacht. Bis 1975 wurde der Tote noch zu Hause aufgebahrt und dann mit Ross und Leichenwagen transportiert. Vor dem Leichenwagen ging der Kreuzträger und hinten der Herr Pfarrer, die Ministranten, die Kranzträger und dann die Angehörigen, Nachbarn und so weiter. Man brachte den Leichnam bis 1972 zur Kirche und ab dann in die neu gebaute Leichenhalle. Von 1975 an hatte ich dann einen grösseren PW für den Transport. 1981 war das vom Kanton nicht mehr gestattet und ein richtiger, gesetzlich vorgeschriebener Leichenwagen musste her. Von da an hiess es auch Bestattungsdienst. Ich habe dann die Hauptverantwortung über 12 Gemeinden zusammen mit den dortigen Schreibern übernommen. Bei einem Todesfall haben sie mir berichtet und ich fuhr mit dem Leichenwagen los.

Also haben Sie noch so richtige Leichenzüge miterlebt?

Jäjo! Schon als Bub, als mein Vater die Särge auslieferte, wurde ich oft als «Chrüzliträger» angefragt. Sogar vom Zügholz bis in die Kirche sind sie damals gelaufen, da war der Friedhof ja noch um die Kirche herum. Und alle trugen schwarz, das war damals noch Mode.

Wie haben sich die gesetzlichen Bestimmungen rund um die Bestattung im Laufe Ihrer Tätigkeit entwickelt?

Der vorgeschriebene Leichenwagen kam eben um 1981. Die 48 Stunden vom Tod bis zur Beerdigung bei einer Erdbestattung waren, glaube ich, immer schon so. Auch bis zur Kremation soll es höchstens 48 Stunden dauern. Sowieso, eine Kremation muss vom Zivilstandsamt angemeldet werden.

Gab es auch kirchliche Vorschriften, die zu beachten waren?

Ja, schon. Deshalb gab es früher ja auch nur Erdbestattungen. Und danach wurde das wohl etwas gelockert von der Kirche aus, aber das ist noch nicht lange her. Und das Holzkreuz auf dem Grab. Bei den Katholiken musste man einen goldenen Heiland drauf tun. Bei den Reformierten war aber genau das eine Todsünde. Deshalb musste ich stets fragen, ob jemand katholisch oder reformiert ist.

Heute sieht man ja lange nicht mehr auf jedem Kreuz einen goldenen Heiland.

Ja, so ein Heiland kostet noch einmal um die 60 Franken. Und das Kreuz alleine kostet 90. Das ist einfach teurer. Einmal habe ich vergessen zu fragen bei einem Reformierten und habe einfach ein Kreuz mit Heiland aufgestellt. Als die Angehörigen dann kamen, sagten sie sofort, ich müsse ein ande-

res Kreuz machen, da komme kein Heiland drauf. Ich habe mich sofort entschuldigt, es war dann kein Problem, aber natürlich heikel. Heute haben die meisten jedoch keinen Heiland mehr auf dem Kreuz. In Reiden schon seit 30 Jahren nicht mehr, aber hier war es noch länger in Mode.

Und das Kreuz wird in der Regel schon durch den Grabstein ersetzt, oder?

Ja, normalerweise schon. Und im Gemeinschaftsgrab wird ja einfach der Name in eine Steinplatte eingraviert und das Kreuz kommt weg. Es wird aber trotzdem benötigt, wegen dem Pfarrer. Der segnet es bei der Beerdigung.

Und diese Kreuze haben Sie immer auf dieselbe Weise gemacht?

Ja, mein Grossvater und mein Vater schon, das geht dann 100 Jahre zurück. Wir haben immer dieselben Kreuze gemacht. Und als ich mit 65 Jahren aufgehört habe, konnte ich diese Kreuze nicht mehr machen. Das hat dann eine Sargfabrik übernommen, die mir die genau gleichen Kreuze lieferte.

Wie frei waren die Angehörigen in der Ausgestaltung der Bestattung zu Beginn Ihrer Tätigkeit als Bestatter und wie sieht es heute damit aus?

Ganz früher brachte man einfach den Sarg vorbei. Es mussten viel weniger Fragen geklärt werden, wie die der gewünschten Kleidung. Wir zogen dem Toten nie etwas Persönliches an, es gab nur das «Totehömli». Das gibt es heute immer noch, aber seltener. Auch die Kremation kam nicht in Frage, nur Erdbestattung, da gab es keine Diskussion. Heute will kaum jemand mehr eine Erdbestattung. Das Aufkommen der Kremation ist wirklich der grösste Wandel in der Bestattung.

Konnten Sie spezielle Wünsche, Bräuche und Gepflogenheiten der Trauernden rund um das Totengedenken während verschiedener Zeitphasen beobachten?

Bei einem Italiener hat seine Familie extra alle Kleidung neu eingekauft. Neue Hosen, ein neues Hemd, eine neue Krawatte, die Etikette war noch dran. Neue Unterwäsche, neue Socken, neue Schuhe. Bei den Italienern und Spaniern ist das heilig. Und mein Vater, das kann ich auch erzählen, hat als er noch lebte viele Stumpen geraucht. Er hat mir auch schon gesagt, was er dann für einen Sarg haben möchte. Und er wollte auch keinen Kittel anziehen, nur ein Hemd und Hosen und Schuhe. Aber einen Stumpen wollte er zwischen den Fingern. So habe ich das gemacht. Einen Stumpen in der rechten Hand, zusammen mit neun Jasskarten. Auch viele Italiener wollen Andenken in den Sarg mitnehmen. Das kann Salami sein, Schinken, Käse...da ist alles möglich. Das gab es schon immer. Auch Teddybären oder eine Puppe bei älteren Frauen. Schmuck habe ich aber nie hineingetan, bei einer Kremation geht das nicht. Und auch bei Erdbestattungen habe ich den Angehörigen gesagt, sie dürfen den Ring oder was auch immer im Sarg lassen bis nach der Beerdigung und dann aber wieder herausnehmen. Man macht das eigentlich nicht, man hat das nie gemacht. Auch früher nicht. Meistens waren die Familienmitglieder ja froh, wenn sie noch einen Ring erben konnten (lacht).

Hat sich bei der Art und Ausstattung der Särge etwas geändert, seit Sie angefangen haben?

Der Grossvater, der Vater und auch ich zu Beginn haben die Särge selbst gemacht. Da gab es einfach ein Modell. Heute sind 20 bis 30 Modelle im Angebot, von 1'000 bis 10'000 Franken. Geschnitzt und weiss ich was.

Wählen sich die Leute Ihren Sarg selbst aus oder machen das die Angehörigen meist nach dem Tod?

Mein Vater hat sich den Sarg ja selbst ausgesucht. Manchmal gibt es solche, die das wollen. Bei einigen musste ich eine Offerte machen, als sie noch lebten. Dann sind sie vorbeigekommen und haben sich etwas ausgewählt, meistens war es dann eine Erdbestattung. Der Kremationsarg ist ja das einfachste Modell, ein Sperrholzsarg. Aber auch Urnen gibt es um die 100 Modelle. Aber dass sich jemand seine eigene Urne selbst aussucht, ist selten. Ich selbst habe unseren Kindern schon manche Male gesagt, ich wolle einfach kremiert werden. Das habe ich auch aufgeschrieben. Ich will auch nicht in der Leichenhalle oben aufgebahrt werden, ich will gleich fortgeführt werden. Bei mir müssen sie nicht gaffen kommen. Das ist auch eine Entscheidung, die getroffen werden muss, ob der Tote in der Leichenhalle aufgebahrt werden soll oder nicht, mit offenem oder geschlossenem Sargdeckel.

Wie war das früher, als der Sarg noch in die Kirche anstatt die Leichenhalle gebracht wurde?

Da wurde der Sarg ja noch mit Ross und Wagen gebracht. Und dann haben die vier «Umträger», welche die Angehörigen auch bestellen mussten, den Sarg nach vorne gebracht. Je nach dem wurde der Deckel abgenommen oder blieb geschlossen.

Ich weiss noch, Pfarrer Korner, der war ziemlich alt, und bei dem war die Kremation eine Todsünde. Ganz früher war das so.

Das hat ja mit der Vorstellung zu tun, dass man am jüngsten Tag seinen Körper noch benötigt.

(Lacht) Ich muss ehrlich sagen, einmal war ich bei einer Familie zum Einsargen. Das war so um 1980 herum. Da war auch der Pfarrer dabei, ich glaube es war Pfarrer Zemp. Und die Familie wusste eben nicht, was sie machen sollte, ob Erdbestattung oder Kremation. Ich war per du mit der Frau des verstorbenen Mannes. Und der, Toni hiess er, hat mir immer gesagt: «Hör zu Hacki, ich will dann einmal verbrannt werden.» Auch die Frau hat ihn das einmal sagen gehört. Auch Pfarrer Zemp ist am runden Tisch in der Stube gesessen und war nicht sehr erfreut. Da habe ich zu ihm gesagt: «Herr Pfarrer Zemp. Der Toni kommt sofort in den Himmel. Durch den Kamin geht alles hinauf. Aber Sie, Herr Pfarrer, gehen zuerst nach unten und schauen, wie es da so ist. Und dann sehen sie dann, ob sie nach oben kommen, oder nicht.» Da musste er lachen und sagte, dass ich Recht habe. An diesem Tisch sassen etwa zehn Personen, und alle mussten lachen. Damit war die Sache erledigt. Und schliesslich habe ich als Bestatter drei Pfarrer zum Krematorium gebracht.

Jetzt hat ja die Rudolf Egli Bestattungen AG in Dagmersellen eine Geschäftsstelle übernommen. Wird das Bestattungsunternehmen zentralisiert?

Das ist so, seit ich 2010 in den Ruhestand gegangen bin. Egli übernimmt auch die Zusammenarbeit mit den ortsansässigen Schreinereien. Ich war ja der Einzige mit einem Leichenwagen, deshalb hatte ich auch die Hauptverantwortung über die Bestattung in der Region. Auch die Arbeit vom Zemp Fredi in Uffikon und Buchs übernimmt jetzt der Egli Bestatter. Und soviel ich weiss ist auch Walter Kaufmann von Altishofen mittlerweile pensioniert. Die Jungen wollen die Schreinereien nicht mehr übernehmen. Früher musste ich auch noch nach Richenthal, weil es dort noch einen Schreiner gab. Das waren alles Schreiner, mit denen ich zusammengearbeitet habe. Und sie haben die Särge nie selbst gemacht, sie hatten sie alle von der Sargfabrik Egli in Beromünster. Hier in der Gegend ist heute nur noch die Rudolf Egli Bestattungen AG zuständig. Auch in Sursee. In Willisau ist der Hauser und in Ufhusen gibt's noch einen, der die Gegend um Wolhusen abdeckt. Und in Zofingen ist noch ein grosses Unternehmen, mit Strengelbach und so weiter.

Dass sich ein Unternehmen nur mit Bestattung befasst, ist relativ neu. Den Egli in Beromünster gibt es zwar schon lange, aber das war zuerst ja nur die Sargfabrik. Das Angebot der Bestattungsunternehmen wurde auch erweitert, zum Beispiel mit Todesanzeigen. Von denen habe ich auch ein paar gemacht, aber nicht oft. Ich schickte die Leute meistens zum Felder oder zur Printex. Den Text muss man ja trotzdem schreiben, und sagen, wie es der Egli machen soll. Und dafür, dass es gleich in die Zeitung kommt, kriegt er noch einmal 100 Franken. Auch die Danksagungen kann man heute beim Bestatter drucken lassen.

Es läuft aber immer noch alles über Ihre Adresse, Stämpfelweg 15 in Dagmersellen, oder?

Ja, es kommt auch noch alles zu mir. Aber eigentlich habe ich nichts mehr damit zu tun. Manchmal bekomme ich einen Anruf und werde gefragt, ob ich schnell beim Aufladen helfe. Und auch das Sarglager ist noch unten in der Garage. Die Telefonnummer wird aber direkt nach Luzern weitergeleitet. Es ist einfach eine 062-Nummer, weil die in Dagmersellen alle haben. Ab und zu kommt ein Brief oder Reklame, und die Telefonrechnung bekomme ich auch. Dann tue ich das in einen anderen Brief und leite es weiter. Dazu habe ich etwa 200 Ein-Franken-Marken bekommen.

9.5 Interview mit Hans Kammermann

Ehemaliger Gemeindeamman in Dagmersellen

Geführt am 23.6.2017 auf dem Friedhof Dagmersellen

Wie haben Sie die Verlegung des Friedhofs in Dagmersellen miterlebt?

Die gab es schon, aber da war ich etwa einjährig, das war 1946. Aber ich kann mich noch gut erinnern, als ich hier in Dagmersellen in die Sekundarschule ging so um 1958, gab es um die Kirche immer noch Grabsteine. Das war damals so schwarzer und weisser Carrara-Marmor, das hat nicht so schön ausgesehen. Heute sind diese Grabsteine zum Teil ja sehr kunstvoll, aber damals war alles sehr einheitlich. Der eigentliche Umzug war 1946, aber weil die Grabesruhe eingehalten werden musste, blieben einige Gräber um die Kirche noch bestehen. Da gab es natürlich ausschliesslich Erdbestattungen, und dann dauert die Grabesruhe 20 Jahre. In vielen Dörfern im Wallis oder im Tessin sieht man die Kirche ja nach wie vor von Gräbern umgeben, aber hierzulande hat es sich mehr und mehr durchgesetzt, dass man einen separaten Friedhof macht. Hier fand man eine Parzelle, nicht allzu weit von der Kirche entfernt, das war sehr ideal.

Hat diese Umsiedlung denn aus Platzgründen stattgefunden?

Wahrscheinlich schon auch aus Platzgründen. Ich weiss auch nicht, wie der damalige Zeitgeist war. Vielleicht fand man, dass es kein schöner Anblick ist, so eine schöne spätbarocke Kirche mit Gräbern ringsherum. Aber wohl schon auch aus Platzgründen. Mein Vorgänger als Gemeindeamman, Niklaus Elmiger, hat einmal an einer Gemeinderatssitzung um 1985 herum gesagt, er habe wahnsinnig Angst, dass der Platz plötzlich nicht mehr ausreicht, wir hätten ein riesiges Problem. Und dort oben, wo die grossen Tannen sind, ist noch ein Streifen Land, etwa 100 Meter lang und 30 bis 40 Meter breit. Das ist Reserveland für den Friedhof, und Niklaus Elmiger meinte, dass wir unbedingt ausbauen müssten. Das war aber genau die Zeit, in der die Urnenbestattungen mehr und mehr zunahmen. Und zwei, drei Jahre später hat man nicht mehr davon gesprochen. Da haben wir sogar festgestellt, dass wir mit dieser Fläche hier ganz gut durchkommen.

Von wann bis wann waren sie als Gemeindeamman in Dagmersellen tätig?

Als Gemeindeamman war ich von 1989 bis 2008 tätig, also gut 20 Jahre lang. Aber ich war schon früher im Gemeinderat, seit 1983.

Was gehörte zu Ihrem Aufgabenbereich und wo hatten Sie dabei mit dem Tod zu tun?

Wie das früher nach alter klassischer Luzerner-Art eben war, war der Gemeindeamman Finanzverwalter, Bauverwalter, Schulverwalter, zuständig für Feuerwehr, Zivilschutz, Strassen, Wälder und Liegenschaften. Und noch viele kleine Sachen, Winterdienst und all das. Aber eben auch Friedhofverwalter.

Bei all diesen Bereichen hatte ich immer das Gefühl, dass die Friedhofsverwaltung etwas vom dankbarsten ist. Ich war einer, der vor dem Tod schon noch Respekt hatte. Aber wenn man den Leuten in schwierigen, traurigen Situationen wie bei unverhofften Todesfällen Hilfe anbieten konnte und das gut aufgenommen wurde, war das sehr dankbar.

Wie konnte den Angehörigen denn geholfen werden?

Trost spenden ist etwas viel gesagt. Aber viele hatten eben Mühe, nach einem schwierigen Todesfall auf die Gemeindeverwaltung zu kommen. Bei Leuten, die ich gut kannte, habe ich manchmal angerufen und angeboten, vorbeizukommen oder das Ganze am Telefon zu machen, um ihnen eine Last abzunehmen. Ich habe festgestellt, dass das gut aufgenommen wurde. Das ist ein Beispiel, wo man helfen konnte.

Die Friedhofsbestimmungen sind auch heute kommunal, oder?

Ja, jede Gemeinde hat ihr eigenes Friedhofs- und Bestattungsreglement, das aber an die kantonale Bestattungsordnung angepasst ist. Und darüber entscheidet nicht einfach der Gemeinderat, sondern die Gemeindeversammlung muss darüber abstimmen.

Wie viele Freiheiten gibt es heute und gab es früher bei der Ausgestaltung des Grabes, beispielsweise bei der Auswahl des Grabsteins oder des Grabplatzes? Haben Sie während Ihrer Berufstätigkeit auch spezielle Wünsche von Angehörigen erlebt?

Vielleicht gerade zum Letzten: Das gibt es schon, spezielle Wünsche hört man immer wieder. Aber man muss Eines sagen: Das Reglement schränkt sehr viel ein. Alle Wünsche kann man nicht erfüllen. Früher hatten wir die Bestimmung, dass ein Grab nur mit Blumen, also grün bepflanzt sein darf. Dann gab es Leute, die keine Riesensache machen wollten mit dem Grab, und zwei Schubkarren Steine ausleerten mit etwa noch einen grossen Stein, also ziemlich trostlos. Und da war es schwierig, den Leuten zu sagen, dass man das nicht darf und dass es gegenüber dem Verstorbenen letztlich auch etwas respektlos ist. Aber heute sieht man mehr und mehr solche «Bekiesungen», oft aber auch schön gestaltet. Die Gärtner wollten natürlich auch ihr Geschäft machen, und wehe, wenn man den Leuten dann nicht sagen ging, dass es so nicht geht. Das war sehr schwierig. Wie es heute bezüglich dieser Regel aussieht, weiss ich nicht. Aber man sieht hier auf dem Friedhof schon einige «Bekiesungen», es ist vielleicht etwas liberalisiert worden.

Auch die Auswahl des Grabsteins ist klar festgelegt. Im Reglement ist vorgegeben, wie breit und hoch der Grabstein minimal und maximal sein darf. Das ist eigentlich gut, dass es eine gewisse Spannbreite gibt, denn es führt zu einer gewissen Abwechslung im Bild des Friedhofs und sieht nicht gleich aus wie ein Soldatenfriedhof. Das wird auch nachgemessen, aber die Bildhauer kennen das Reglement ja auch und würden jemanden sicher auf die nicht genehmigte Grösse hinweisen.

Zu speziellen Wünschen, ja, das gibt es schon auch, aber ein Beispiel kann ich jetzt gerade so nicht sagen. Vielleicht beim Gemeinschaftsgrab. Das besteht aus einem Raster mit Feldern von 50 auf 50

Zentimetern. Da ist eine Urne an der anderen, von aussen sieht man das nicht. Aber unsere Leute vom Gemeindegewerk wissen genau, wer wo ist, die haben einen Plan. Und da haben die Leute nicht so verstanden, dass man nicht genau dort, wo die Mutter bestattet ist, eine Blume pflanzen darf. Das ist vielleicht eine Einschränkung, aber es wäre auch ein wüster Anblick. Und hier auf diesem Feld kann man, wenn ich mich richtig erinnere, etwa 254 Verstorbene beisetzen. Jetzt sind hier in diesen relativ wenigen Jahren schon sehr viele beerdigt worden. Angefangen haben wir ganz hinten und dann von links nach rechts. Die ersten Urnengräber sind schon wieder eliminiert worden und man hat wieder von vorne angefangen, die Grabesruhe bei einem Urnengrab ist ja zwölf Jahre. Das zeigt eben schon, wie das ein Bedürfnis war, so ein Gemeinschaftsgrab. Hier drin sind über 200 Personen.

Viele Leute haben auch das Gefühl, wenn der Vater drei Jahre zuvor gestorben ist und sie ihn dann mit der Mutter in einem Grab haben wollen, sie könnten die Urne einfach herausnehmen und in ein anderes Grab legen. Aber schon nach einem Jahr sieht man gar rein nichts mehr von dieser Urne. Die sind so leicht gebrannt, sobald sie mit etwas Flüssigkeit in Kontakt kommen, zerfällt alles. Dann kommt nichts anderes als Humus zum Vorschein. Manchmal haben wir dann einfach pietätvollerweise heruntergestochen in dem Bereich, in dem diese Person war, und diesen Humus dann ins andere Grab verlegt, damit sicher alle sterblichen Überreste dabei sind, wenn sie auch nicht mehr erkennbar waren. Wir hatten einmal einen ganz schwierigen Fall, jetzt weiche ich zwar ab, da wurde ein Mann in einem Urnengrab bestattet. Und die Söhne wollten die Urne nicht während der Beerdigung in die Urnenöffnung hinunterlassen, sondern die Urne einfach stehenlassen, bis sich die Leute verabschiedet haben. Nun war das ein Tag, an dem es andauernd geregnet und geregnet hat. Da hat mir Lukas Zihlmann vom Gemeindegewerk erzählt, dass als sie hier ankamen und die letzten Leute vom Friedhof gegangen sind, sich die Urne schon aufgelöst hatte und die Asche mit dem Regen davonfloss. Das ist verrückt, das habe ich jetzt nur gesagt, um zu zeigen, wie schnell das geht. Soviel zur Frage nach den Freiheiten, welche die Leute haben.

Wie stark wurden die Tätigkeiten der Gemeinde rund um die Bestattung von der Kirche beeinflusst? Was hat sich im Laufe Ihrer Tätigkeit daran verändert?

Ich kann mich eigentlich nicht erinnern, dass irgendjemand von der Kirche uns einmal gesagt hätte, dieses und jenes müsse auf diese und jene Art ablaufen. Höchstens vielleicht wegen einer neuen Lautsprecheranlage, über so etwas hat man schon gesprochen, aber an spezielle Wünsche kann ich mich nicht erinnern, das war eine Kontinuität über x Jahre hinweg.

Vielleicht einfach vom Brauchtum der Kirche her?

Auch so vom Liturgischen, Zeremoniellen her also. Da kann ich mich auch an keine Veränderungen erinnern. Ganz früher noch, als ich Ministrant war in Uffikon, da war es schon noch etwas anderes. Da haben wir als kleine Buben, zehn- oder elfjährig, bei stärkstem Regen und Wind grosse Fahnen getragen. Da gab es noch spezielle schwarze Fahnen für die Beerdigung, mit denen man ans Grab ging. Ich kann mich noch gut erinnern, wie oftmals ein Mann helfen musste, wenn es stark windete bei dieser riesigen Fläche, sonst hätte es uns Buben mitsamt der Fahne umgekippt. Und es gab noch das Zeremoni-

ell mit dem Leichenwagen, das war etwas, das hat schon eindrücklich ausgesehen. Mit Ross und Leichenwagen und diesen Eisenrädern, so habe ich es als Kind erlebt. Aber später, in meiner Zeit als Gemeindeamman, war es eigentlich immer dieselbe Art. Da hat sich nichts Markantes verändert. Höchstens, wenn wir das ansprechen wollen, wegen Leuten, die aus der Kirche ausgetreten sind. Das ist mir schon noch nahegegangen. Leute, die aus der Kirche ausgetreten sind, haben ja keine kirchliche Begleitung bei der Beerdigung. Und in der kantonalen Bestattungsordnung steht, ich weiss zwar nicht, ob das heute noch so formuliert ist: «Jedermann hat Anrecht auf eine schickliche Bestattung.» Nun, was ist schicklich, wahrscheinlich ist damit eine gewisse Würde gemeint, die man den Leuten lassen muss. Und dann ist auch vorgeschrieben, dass jemand vom Gemeinderat, in der Regel der Friedhofverwalter, an dieser Beerdigung anwesend sein muss. Das ist etwas, was wir früher nicht hatten. Und später doch ab und zu. Gegen Ende meiner Arbeitszeit hat sich das etwas verstärkt, ich musste insgesamt an fünf oder sechs Beerdigungen, wo aus der Kirche Ausgetretene bestattet wurden. Der Tiefpunkt, jetzt schwatze ich vielleicht etwas viel, ich möchte ja nicht der sein, der Aussagen macht, die falsch ausgelegt werden könnten. Einmal wurde hier eine Frau beerdigt, deren Mann schon zuvor verstorben und hier beerdigt worden war. Sie hat dann noch einmal geheiratet, und ihre vier Kinder haben das gar nicht goutiert. Das hat meiner Beurteilung nach zu einem grossen Zerwürfnis geführt. Am Tag der Beerdigung dieser Frau waren Lukas Zihlmann vom Gemeindebauamt hier, dazu der zweite Mann der Verstorbenen und ich. Wir waren alle Teilnehmer dieser Beerdigung. Das ist mir schon noch geblieben, dass keines dieser vier Kinder die Grösse hatte, an diese Beerdigung zu kommen. Das war wirklich trist. So, jetzt habe ich hier bei dieser Frage halt etwas ausgeholt.

Haben sich die kommunalen Friedhofsbestimmungen in Dagmersellen in den letzten 100 Jahren geändert? Inwiefern?

Das kann ich natürlich nicht bis 100 Jahre zurück überblicken. Aber wahrscheinlich hat sich in diesem Bereich über sehr viele Jahrzehnte wenig verändert. Äusserlichkeiten ja, aber die Bestimmungen, wie es sein muss, dass eine Person auf dem Friedhof bestattet werden muss und nicht irgendwo im Wald ein Grab machen darf und so weiter, gibt es schon lange. Am Anfang hatte man auch noch Mühe damit, dass Leute ihre Asche irgendwo auf einem Berg oder einem See verstreuen wollen, das war nicht immer so locker. Und von Uffikon habe ich noch gehört, da gab es das sogenannte «Chilelöchli». Das war für ungetaufte Kinder gedacht, die vielleicht gerade kurz nach der Geburt gestorben sind und von der Kirche aus nun «befleckt» waren. Für die machte man dann keine kirchliche Bestattung, sondern liess sie ins «Chilelöchli» hinunter, damals natürlich nicht feuerbestattet, sondern einfach als kleiner, menschlicher Körper. Ich weiss noch, wo das «Chilelöchli» in Uffikon war. Und dann hat vor allem auch die Kirche gesagt, dass es ja nicht sein kann, dass man Menschen auf diese Art bestattet. Das ist wohl etwas, das geändert hat. Sonst kann ich mich an keine grossen Änderungen erinnern. Vielleicht noch etwas. Früher war es auf dem Friedhof schon noch mehr, wie soll ich sagen, man hat ein wenig gezeigt, die, die es konnten, wer man ist. Noch heute gibt es hier einen Grabstein, auf dem steht «Alt-Gemeindeamman». Das ist heute absolut verpönt. «Herr Direktor» oder «Kirchenrat», so hiess es noch bis vor Jahren. Das möchte ich dann nicht, wenn ich einmal hier hinten bin, dass es heisst «Alt-Gemeindeamman». Aber das hat damals noch etwas gegolten. Hier zum Beispiel, «Anton Blum,

Baumeister». Das würde man heute nicht mehr machen. Wenn jetzt der Arnet Seppi sterben würde, hiesse es sicher nicht «Josef Arnet, Baumeister». Und hier: «Jakob Steiner-Kaufmann, Alt-Gemeindeamman». Das war der Vater meines Vor-Vorgängers. Und im selben Familiengrab mein Vor-Vorgänger, Josef Steiner-Eiholzer. Da heisst es sogar noch «Gemeindeamman 43 bis 75». Diese Steiner waren etwa 50 Jahre lang Gemeindeamman.

Und hier sehe ich gleich, die Familie Mare, sogar noch mit Foto auf dem Grabstein.

Sind Fotos auf dem Grabstein also erlaubt?

Ja, das ist nicht verboten. Aber nicht mehr in Mode. Aber in Italien sieht man das auf jedem Friedhof, das ist eben kulturell bedingt. Und hier auch mit Carrara-Marmor, Riposa in Pace, oder. Und hier, der Frey Eugen mit einem Buch als Grabstein, er war ja Buchbinder. Da ist auch der Buchbinderspruch: «Ich lebe vom Kleben», aber der ginge noch länger... und klebe am Leben, aber mehr weiss ich nicht mehr. Den hat er mir ein paar Mal gezeigt. Und hier sind auch sein Bruder und seine Frau.

Familiengräber gibt es ja immer seltener. Haben Sie dazu eine Erklärung?

Als ich 1989 als Friedhofsverwalter angefangen habe, waren Familiengräber noch etwas richtig Begehrtes. Das war der Familienstolz, die Kinder kamen zu den Eltern ins Grab. Und plötzlich kamen Familiengräber aus der Mode, es hat mehr und mehr nachgelassen. Und dann hatten wir plötzlich das Problem, dass Leute, die schon lange ein Familiengrab hatten, das Grab abgeben wollten. Aber das ist nach Reglement nicht möglich, damit es keinen Zahnlücken-Friedhof gibt. Das hat man jetzt etwas gelockert. Ich habe dem Friedhofplaner bevor ich gegangen bin noch den Auftrag gegeben, hier eine Lösung zu finden. Das war nicht so ganz einfach. Ich habe zu meiner Zeit eine Warteliste geführt, die war ziemlich lange, 15 bis 20 Leute, für den Fall, dass jemand ein neues Familiengrab beantragte. Aber damit habe ich vielleicht zwei oder drei Gräber weitergeben können. Das war verrückt, niemand mehr wollte ein Familiengrab. In meinen letzten 5 Jahren als Friedhofsverwalter hat niemand mehr ein neues Familiengrab beansprucht. Es gab ab und zu noch eine Bestattung in ein bestehendes Familiengrab, aber keine neuen mehr. Aber so ein Familiengrab bezahlte man eben für 30 Jahre. Und die Leute haben einfach nicht verstanden, dass man dieses Grab nicht abgeben konnte, wenn man wollte. Ich habe ihnen dann meistens gesagt, sie sollen doch eine einfache Bepflanzung machen, aber ein bisschen schauen muss man schon.

Es liegt also vielleicht schon am Aufwand, dass Familiengräber nicht mehr begehrt sind. Und so ein Grabstein ist je nach dem auch eine Kostenfrage. Der ist beim Familiengrab grösser. Und auch das Grab selbst ist teurer. Ein normales Reihengrab oder ein Urnengrab kosten nichts und das Familiengrab kostet eben ein wenig Miete.

Es kann gut sein, dass die Leute das deshalb nicht mehr wollten.

Und das hier ist ja schon wahnsinnig. Als ich als Friedhofsverwalter angefangen habe, hat man dieses Feld hier neu begonnen. Hier wurde die erste Person bestattet, das war der Franz Erni oben am Kreuzberg-Restaurant. Sein Grab ist nun schon längst abgeräumt. Auch diese zwei Reihen hier werden

schon bald abgeräumt. Und man sieht hier, Erdbestattungen sind nicht mehr gefragt. Hier war ja 2015 die letzte Erdbestattung! Und dort oben waren früher auch Erdbestattungen, aber dieses Feld hat man dann umfunktioniert für Urnenbestattungen.

Seit wann gibt es denn in Dagmersellen Menschen, die eine Feuerbestattung wählen? Wie sehen die Anteile heute ungefähr aus?

Die erste Person, von der man hier in Dagmersellen weiss, wurde so um 1975 herum feuerbestattet. Das war damals schon noch ein Tabu. Die Anteile kann man so etwa abschätzen, wenn man sich hier umsieht. Es gibt natürlich noch viele Urnen, welche zu schon bestehenden Gräbern hinzugefügt wurden, die sieht man von aussen nicht. Das kann man aber nicht immer machen, denn bei Erdbestattungen ist die Grabesruhe ja 20 Jahre. Stirbt nun jemand innerhalb von 8 Jahren, ist das in Ordnung. Es darf einfach nicht sein, dass eine Grabreihe nicht abgeräumt werden kann, nur weil kurzfristig noch eine Urne beigefügt wurde. Die beiden Grabesruhezeiten müssen miteinander korrespondieren, diese 20 und 12 Jahre, was die Leute nicht immer verstehen. Aber wir hatten sehr viele Paare, bei denen der erste Verstorbene eine Erdbestattung war und der zweite dann, weil sich alles ein wenig gewandelt hatte, als Urnenbestattung in dasselbe Grab kam.

Die Grabesruhe bei Urnen hat ja um 2000 herum noch geändert, früher waren es zehn Jahre und das ist auf zwölf Jahre hochgegangen. Jedenfalls muss man immer schauen, dass es in einer Grabreihe ungefähr aufgeht mit der Grabesruhe. Ein oder zwei Jahre wurden aber noch toleriert. Wir wollten ja nicht eine Gemeinde sein, welche die Gräber sofort abräumt, sobald das letzte abgelaufen ist. Im Gegenteil, ich habe auch anderes erlebt. Es gab auch etliche Leute, die sagten, wir sollten doch endlich diese Grabreihe abräumen, denn sie wollten nichts mehr damit zu tun haben. Dann habe ich einmal jemandem gesagt, dass ich in derselben Reihe jeden Sonntag jemanden aufs Grab gehen sehe. Für diese Person ist das schwierig, und fünf Gräber weiter will jemand das Grab lieber abräumen. Das ist eben schwierig. Dann haben wir oft drei-, vier-, fünfundzwanzig Jahre bei Erdbestattungen durchgehen lassen. Die einen haben sich dann genervt und anderen hat es wehgetan, wenn ein Grab abgeräumt wurde. Einmal kam eine Frau mit Tränen in den Augen zu mir und sagte, wir sollen dieses Grab doch noch nicht abräumen, der Vater sei doch gerade erst gestorben. Da musste ich ihr sagen, dass es nun doch auch schon 23 Jahre waren und wir dieses Grab auch schon vor drei Jahren hätten abräumen können.

Welche Werte und Vorstellungen stecken denn Ihrer Meinung nach hinter den jeweiligen Bestattungsformen?

Nun, ich glaube nicht, dass die Urnenbestattung etwas Unchristliches ist. Aber lange Zeit hat es so gegolten. Eigentlich sagt der Pfarrer ja nach jeder Bestattung: «Der Mensch kehrt zur Erde, zum Staub zurück.» Und das ist es ja, die Asche ist Staub. Da habe ich mich oftmals gefragt, warum das denn unchristlich sein soll. Ich glaube nicht, dass die Leute, welche hier urnenmässig bestattet sind, jenseits einmal ein Problem haben werden. Heute ist diese Vorstellung ja weg, das hat sich über die Jahre hinweg gewandelt. Das war einfach wirklich ein Tabu von der Kirche aus. Aber eben, 1975 war meiner

Erinnerung nach die erste Feuerbestattung auf diesem Friedhof. Das könnte man vielleicht auch im Totenbuch nachschauen bei Dani Pfister, oder auch in der Pfarrei. Die Gemeinde selbst führt eben auch ein Beerdigungsbuch, das ist ein riesiger schwarzer Schinken. Dort muss der Friedhofsverwalter handschriftlich jede verstorbene Person eintragen. Wann geboren, wann gestorben, und ganz früher auch noch die Todesursache. Und dann auch welche Grab-Art, wie bestattet. Dann hiesse es dort wahrscheinlich Kremation.

Dann werden diese Daten ja doppelt aufgeführt, einmal von der Gemeinde und einmal von der Kirche.

Das sind eben verschiedene Körperschaften und beide wollen diese Daten haben. Ob es aber nicht ein alter Zopf ist und man das bei der Gemeinde schon längst nicht mehr machen müsste, weiss ich nicht. Ich habe es einfach gemacht und ich nehme an, dass es Dani Pfister auch macht. Es ist eben schon noch interessant, wenn man einmal in diesem Buch zurückgeblätterte, hatte man manchmal solche Aha-Erlebnisse. Einmal habe ich gesehen, dass im Griffental hinten offenbar ein Bauernknechtlein gestorben ist, Huber hiess er, das war noch in altdeutscher Schrift geschrieben aber ich konnte es noch lesen. Jedenfalls ist dieser Huber 1804 geboren und 1904 gestorben. Der ist ja 100 Jahre alt geworden, das war sehr selten damals. Und dann habe ich mir überlegt, was der alles erlebt hat. Heute haben wir ja manchmal das Gefühl, es sein enorm, was wir für eine Entwicklung haben, wie es mit Technologien und allem immer weiter geht. Aber dieser Huber hat wahrscheinlich den Napoleon noch gesehen hier in der Gegend. Er hat die grossen Erfindungen wie die Dampfmaschine und die Eisenbahn erlebt. Radio, Telefon, Auto, das war alles in dieser Zeit. Den Fernseher hat er nicht mehr erlebt, der kam später, aber trotzdem. Der hat auch in einer spannenden Zeit gelebt. Und das ist weit zurück.

Gemeinschaftsgräber sind heute ja immer beliebter. Was können Sie zu deren Entwicklung sagen?

Das ist so, dass Gemeinschaftsgräber immer beliebter sind, das haben wir vorhin ja gesehen. Am Anfang hatte man das Gefühl, ich sage das jetzt etwas böse, dass das einfach etwas ist für Leute, die sich das Geld für den Grabstein sparen wollen. Das hat man schon noch gespürt, aber das ist jetzt vorbei. Viele sagen, dass wenn von der Familie keines der Kinder mehr hier in Dagmersellen wohnt, die Gefahr, dass das Grab verlottert, wenn eines in Zürich, eines in Bern und eines in St. Gallen wohnt, zu gross ist. Für so etwas ist ein Gemeinschaftsgrab gut und so kam auch die Idee auf. Es gab schon da und dort Gemeinden, welche Gemeinschaftsgräber hatten. Wir haben das dann zu prüfen begonnen und haben einen Friedhofsplaner eingesetzt, Hermann Reiher, der war auch schon bei anderen Dingen hier Friedhofsplaner. Er hat dann diesen Entwurf gebracht und Bruno Tanner hat die Skulptur mit der aufgehenden Blüte gemacht. Seither hat die Nachfrage extrem zugenommen und ich selbst habe überhaupt keine Probleme mit diesem Gemeinschaftsgrab. Ich halte es für eine würdevolle Art, einen Menschen zu bestatten. Und wie gesagt, für viele Angehörigen ist es einfacher, da sie nicht für den Grabunterhalt sorgen müssen. Klar kann man einen Gärtner beauftragen, aber der kommt dann nur zweimal im Jahr. Vielleicht um Ostern herum und dann an Allerheiligen wieder. Und das reicht eben doch

nicht, in heissen Sommern und mit Unkraut und so weiter. Ich sage das jetzt vielleicht etwas böse, aber früher gab es schon etwas mehr Kultur oder auch Kult um ein Grab als heute. Es gibt viele, die sagen, sie wollen nichts mehr damit zu tun haben. Das ist vielleicht die weniger schöne Seite davon. Aber es ist effektiv so, dass den Leuten heute nicht mehr so wichtig ist, wie ein Grab aussieht. Sie gehen auch weniger auf den Friedhof als früher. Aber ich selbst sage manchmal, das Andenken an einen verstorbenen Menschen hängt ja nicht am Friedhof oder am Grab. Das ist eine Äusserlichkeit. An einen verstorbenen Menschen soll man auch sonst denken, nicht nur am Grab. Das finde ich wichtiger, dass man einen Menschen immer wieder vor sich hat.

Hat sich die Bedeutung des Friedhofs für die Menschen also geändert? Wie viele Menschen besuchen heute zur Grabpflege regelmässig den Friedhof?

Das haben wir jetzt ja schon ein wenig angeschaut. Das hat sich schon verändert. Es gibt Leute, die regelmässig zur Grabpflege kommen, aber eher die älteren Generationen. Die Jüngeren, ohne dass sie deswegen schlechte Menschen wären, haben nicht mehr denselben Kult ums Grab wie früher. Und ganz generell sind weniger Leute auf dem Friedhof wie früher. Wenn man denkt, hier sind ja mehrere hundert Leute bestattet und jetzt ist Freitagnachmittag. Es ist nicht mehr dasselbe, früher hat man das schon noch mehr gesehen. Ich weiss noch, als ich als Bub in Uffikon war, da hatte die Grossmutter ihr Grab und immer, wenn jemand von uns ins Dorf gegangen ist, hat es geheissen, wir sollen noch Weihwasser spritzen gehen. Dann ging man noch auf dem Friedhof vorbei und hat den nächsten Angehörigen Weihwasser aufs Grab gespritzt. Das ist heute nicht mehr so, aber das heisst nicht, dass es heute schlecht ist. Ich würde sagen, man denkt genauso an die Verstorbenen. Ohne dass die Leute bequemer sind, aber die heutigen modernen Menschen sind eben schon dauernd beschäftigt. Stichwort Freizeitgesellschaft. Zuerst kommt eben das, und das andere muss warten. Ob das jetzt gut oder schlecht ist, lassen wir dahingestellt.

Wie oft machen hier in der Gegend Menschen vom Recht in der Schweiz Gebrauch, eine Urne nicht im Friedhof begraben zu lassen? Was machen die Angehörigen dann mit der Asche?

Ich habe das in meiner Zeit ein oder zwei Mal erlebt, also sehr selten. Heute gibt es das vielleicht schon etwas häufiger. Ich weiss von einer Person, die zu Hause die Urne ihres Mannes aufgestellt hat. Das finde ich schwierig zu beurteilen, ob das jetzt gut ist oder schlecht. Es gehört auch etwas zur Entwicklung, dass man nicht mehr so oft auf den Friedhof geht wie früher. Ein erfolgreicher ehemaliger Radrennfahrkollege von mir, Robert Talmann, der war zweimal Elite-Strassenschweizermeister, ist als er schon pensioniert war während der Giro d'Italia auf das Stilfserjoch gefahren, eine Riesenstrecke. Dann war er dort oben, und niemand weiss genau, wie es passiert ist, aber anscheinend ist er einfach plötzlich als Zuschauer am Rand zusammengebrochen, Herzversagen. Kein Arzt und niemand da, und alles gesperrt. Dann haben sie Ärzte vom Giro-Tross aufgehalten, doch die konnten nur noch den Tod feststellen. Nun war Robert Talmann aus der Kirche ausgetreten, und er wollte keine Beerdigung und gar rein nichts. In unserem Club haben wir schon gesagt, dass wir dann an seine Beerdigung gehen, und plötzlich hiess es, es gäbe gar keine. Und sein Bruder hat anscheinend in seiner Wohnung noch

etwas Schriftliches gefunden, dort, wo er einmal sterbe, soll seine Asche verstreut werden. Jetzt hätten seine sechs, sieben Geschwister mit dieser Urne aufs Stifserjoch gehen müssen. Das ist ihnen noch schwergefallen. Und im Finsterwald oben, er war Junggeselle, hatte er aber noch ein Ferienhaus. Und seine Geschwister haben dann entschieden, die Asche im Finsterwald zu verstreuen, wo er oft auch Langlauf gemacht hat. Wie und wo genau weiss ich nicht, es gab keine offizielle Beerdigung. Das war für uns vom Club schon noch schwierig, dass es gar nichts gab, wo man sich verabschieden konnte. Aber er wollte es so. Jäjo.

Und hier kann ich vielleicht noch etwas sagen zum Friedhofskreuz. Im Jahr 1998 gab es eine Friedhofsumgestaltung, ebenfalls mit dem Friedhofplaner Hermann Reiher. Er hat uns einen Entwurf gemacht. Dazu gehören auch diese Buchskugeln, wo wir schauen mussten, dass sie nicht von diesem Buchsbaumrüssler zerfressen werden, um etwas mehr Leben hineinzubringen. Und damals gab es auch das neue Kreuz. Das alte stand früher beim Friedhofseingang vorne und war aus Eichenholz, das hatte richtige Furchen und Löcher. Und als ich einmal gesehen hatte, dass in einem Querbalken des Kreuzes ein Vogel nestete, habe ich gesagt, dass wir jetzt schon etwas tun müssen. Susi Flütsch-Scheidegger hat das neue Friedhofskreuz gemacht, und das wurde ein ganz schöner Entwurf. Wir haben es zuerst aus zwei Stücken machen wollen, die aufeinander gesetzt worden wären, aber als sie dann meinte, ein Kreuz aus einem Stück wäre möglich, war uns das die höheren Kosten wert. Aber jetzt ist schade, dass diese Äste von diesem Baum so weit hinunterhängen, man soll das Kreuz ja sehen. Und Hermann Reiher hatte dann die Idee, diesen Weg zum Kreuz zu machen. Vom Leben zum Tod, so etwa war der Gedanke dabei. Zuerst wollte er in der Mitte dieses Weges in einer Rinne einen kleinen Bach hinunterfliessen lassen, um diese Symbolik zu verstärken. Dann haben wir aber gesagt, dass es Problem gibt, zum Beispiel bei Leuten im Rollstuhl, oder wenn es im Winter Eisbrocken gibt. Also haben wir von dieser Idee mit dem Wasser wieder Abstand genommen. Und ich finde auch diesen Weg von der Symbolik her sehr schön.

Was waren denn die Grundziele dieser Umgestaltung?

Die Grundziele waren, etwas mehr Grün hineinzubringen, die Strenge etwas herauszunehmen und das ganze etwas lockerer zu gestalten. Vorher war noch mehr dieser Reihencharakter. Aber auch die Raumgestaltung. Hier zum Beispiel haben wir diese Querfließ aus Granit, genauso auch unten beim Eingang. Zuerst wollten das meine Kollegen im Gemeinderat nicht so ganz verstehen, aber Hermann Reiher hat immer gesagt, dass das eine enorme Wirkung hat und Raum schafft. Und damit hatte er Recht. Aber ich musste die anderen im Gemeinderat schon noch überzeugen. Jedenfalls waren das so in etwa die Ideen dieser Umgestaltung.

Es gab ab und zu auch Leute, die unseren Friedhof ein wenig kritisiert haben. Sie seien anderswo an einer Beerdigung gewesen, da habe es so einen schönen Waldfriedhof. Und dann hiess es manchmal, wir hätten nicht so einen schönen Friedhof. Aber das war eher noch vor der Umgestaltung. Und einmal hat mir der Pfarrer Hans Knüsel hier gesagt, da müsse ich mich wehren, wir hätten einen schönen und würdigen Friedhof. Einen Waldfriedhof oder riesige Rasenflächen, das kann man schon machen, aber es benötigt eben auch viel Platz. Und den haben wir hier nicht. Und heute kann ich sagen, ich stehe zu

diesem Friedhof. Er ist würdevoll. Klar könnte man vieles anders machen. Man könnte immer umgestalten, wenn man möchte. Ich weiss aber noch, die Umgestaltung 1998 hat etwa 198'000 Franken gekostet.

Das hier ist auch etwas schade, diese Flechten auf dem Kreuz. Das könnte man eigentlich putzen, dass würde es auch markanter dastehen, habe ich das Gefühl. Aber ich will mich ja nicht beschweren.

Und dieses Familiengrab hier ist jetzt eben schwierig. Mit diesem gebrochenen Gotthardgranit, das ist jetzt nichts Schönes. So dürfte es schon nicht sein. Ich hatte auch schon Leute, die meinten, ich sollte bei gewissen Angehörigen anrufen und sagen, sie sollten etwas machen. Und auch hier, diese Linde, die hier einfach hochkommt. Natur ist Natur, aber ein wenig Ordnung muss eben trotzdem sein. Auch aus Pietätsgründen. Sonst heisst es nur, da mache niemand etwas, die seien ja vergessen worden. Deshalb müsste ein bisschen etwas passieren.

Und hier, diese Grabsteine, die sich langsam nach vorne neigen, sind ein typisches Zeichen, dass unten im Boden der Sarg eingefallen ist.

Gibt es auch Urnen-Familiengräber oder sind Familiengräber immer mit Erdbestattungen?

Dass Urnen später zu Erdbestattungen ins Familiengrab kommen gibt es, aber von Urnen-Familiengräbern habe ich jetzt noch nie gehört. Aber hier haben wir jetzt ein Grab normaler Grösse, wo aber zwei Urnen bestattet sind, Mann und Frau. Solche Gräber sind so wahrscheinlich nicht im Reglement ausgelegt. Das haben wir früher aber auch schon gemacht, einfach wenn es von der Grabesruhe her zeitlich möglich war.

Diese Holzkreuze, wie lange bleiben die eigentlich auf dem Grab, bis sie ersetzt werden?

Das ist im Reglement vorgegeben. Ich glaube maximal ein Jahr darf man es stehenlassen. Die meisten setzen den Stein auch schon, bevor ein Jahr um ist. Bei den Urnengräbern spielt es keine so grosse Rolle, zu welchem Zeitpunkt der Grabstein gesetzt wird. Aber bei den Erdbestattungen hat das schon noch eine Bedeutung, weil der Stein Schräglage bekommt, wenn man ihn zu früh setzt, weil alles noch zerfällt und einsinkt. Deshalb ist es gut, wenn man ihn nicht vor Ablauf eines Jahres setzt. Aber einmal hatten wir auch einen Fall, da wurde eine Frau bestattet, und das Holzkreuz kam nie weg. Im Reglement heisst es zwar «Es muss mit einem Kreuz oder einem Grabmal versehen sein». Und trotzdem muss das Beerdigungskreuz eigentlich weg. Der Sohn dieser Frau hat sich wahrscheinlich berufen auf dieses Reglement, ich weiss es nicht, er hat jedenfalls nie einen Grabstein aufs Grab getan. Wir haben dann einmal, weil nichts passiert ist, selbst wieder ein neues Kreuz hingetan, das alte ist schon zerfallen.

Was ich auch einmal erlebt habe, hier sind jetzt zwei Kreuze ohne Korpus und eines mit, oder. Und was ich lange nicht gewusst habe, bei den Reformierten ist ein Korpus verpönt, die wollen das nicht. Aber gleichwohl ist hier einmal eine Frau gestorben, ganz eine einsame Frau, die alleine hier in Dagmersellen gelebt hatte. Sie war reformiert und hatte deshalb ein Kreuz ohne Korpus. Und dann kam ihre Schwester von Winterthur einmal aufs Grab, und sie kam dann zu mir und beschwerte sich, wa-

rum denn alle anderen so einen Korpus auf dem Kreuz hätten und nur ihre Schwester nicht, ob sie denn nicht so viel wert gewesen wäre und was weiss ich. Ich habe ihr das dann erklärt, und gesagt, dass wir den Korpus schon ergänzen können, wenn sie das denn so möchte.

Heute haben aber auch nicht mehr alle Katholiken einen Korpus, oder?

Ja, das gehört zu diesen Dingen, die sich ein wenig wandeln.

Und hier haben wir ein Musterbeispiel für ein Familiengrab, von der Familie Wettstein ist das. Gut gepflegt und man kann die Inschrift auch noch gut lesen.

Etwas vielleicht noch, hier hinten der Kinderfriedhof. Der ist separat. Und das ist heute ja eine schöne Seite, der Kinderfriedhof hat ja bald keine Gräber mehr. Als ich in Uffikon aufgewachsen bin, gab es bei 500 Einwohnern eine ganze Reihe mit Kindergräbern. Es gab da eine Familie, die hatte irgendein genetisches Problem, jedenfalls ist jedes zweite Kind bei ihnen gestorben und da waren ein halbes Dutzend Kinder auf diesem Friedhof, bloss von dieser einen Familie. Und hier sieht man, es hat kaum noch Kindergräber. Als ein Neunjähriger starb wurde hier gerade alles umgebaut, und da haben wir mit den Eltern vereinbart, dass er zu den Erwachsenengräbern kommt. Er war ja auch kein Kleinkind mehr. Aber ansonsten sind das hier alle verstorbenen Kinder seit 1991, was wohl an ärztlicher Kunst und Geburtsvorbereitung und so weiter liegt. Das bedauern wir jedenfalls nicht, dass es weniger Kindstode gibt.

Und jetzt muss ich schnell schauen, ja die gibt's immer noch, hier hatte es immer schon Erdbeeren. Aber ich hätte mich ja trotzdem nicht getraut, sie zu essen. Erdbeeren vom Friedhof, da ist einem etwas unwohl zumute, nicht? Sie wären zwar sicher trotzdem gut.

Und hier, die Friedhofhalle. Die gab es ja noch nicht, als der Friedhof gebaut wurde, die kam erst später dazu. Und während meiner Zeit als Friedhofsverwalter haben wir die einmal umgebaut, und das Holzwerk wieder einmal gepflegt, ich glaube, das ist seither noch einmal passiert. Wenn man das Holz nämlich in einem gewissen Rhythmus immer wieder pflegt, ist es nach 30 Jahren wie glasiert und praktisch nichts kann mehr kaputtgehen. Und dieser Türgriff ist auch wieder eine Bildhauerarbeit von Scheideggerseite, der Bruder von Susi Flütsch hat die gemacht. Meier Konrad, der hier beim Umbau Architekt war, hatte eben das Gefühl, man sollte nicht irgendeine 0815-Tür machen, sondern es sollte etwas Kunstvolles sein. Aber das eine ist der Künstler, und das andere ist, dass es auch funktioniert. Zuerst war das Ganze nicht so stabil, das war schon noch eine Sache, bis dieser Griff alltagstauglich war. Aber sieht schön aus, in meinen Augen.

9.6 Interviews mit Isidor Affentranger

Ehemaliger Leiter des Alterszentrums Eiche, Dagmersellen

Mit Herrn Affentranger hat zuerst ein schriftliches Interview stattgefunden und offene Fragen wurden darauffolgend mündlich geklärt. Die beiden Interviews sind hier getrennt aufgeführt, wobei sich das mündliche Interview auf die schriftlichen Antworten bezieht.

9.6.1 Schriftliches Interview

Welche Aufgaben haben Sie als Altersheimleiter wahrgenommen und wie sind Sie dabei mit dem Tod in Berührung gekommen?

Als Leiter habe ich die Gesamtverantwortung getragen. Kurz gesagt war ich besorgt um die Wohlbefindlichkeit des Bewohners, der Bewohnerin; andererseits ging es um die Wirtschaftlichkeit des Betriebes. Diesen Leistungsauftrag galt es gegenüber der Gemeinde Dagmersellen als Besitzerin des AZ [Alterszentrums] zu erfüllen. Um all diese Aufgaben bewältigen zu können, hatte ich engagierte Kaderleute und top motivierte Mitarbeitende. Um dem älteren, lebenserfahrenen und auf Hilfe angewiesenen Mitmenschen, die die Eiche als Wohnort für ihren Lebensabend gewählt haben, noch mehr Individualität, Kontakte und Gemeinschaft ermöglichen zu können, dürfen wir auf viele Freiwillig Mitarbeitende zählen mit einem vielfältigen Angebot an aktivem Tun und Begleitformen.

Somit habe ich die Sitzwach- oder Sterbebegleitgruppe weiter ausgebaut an Anzahl und Professionalität. Wichtige Elemente sind dabei die Förderung von internen und externen Weiterbildungen, Erfahrungsaustausch und Zusammenarbeit mit unserem Pflegefachpersonal, die Organisation der Freiwilligen Einsätze und die Würdigung der Freiwilligen Arbeit. Gesamthaft war mir die Pflege einer Trauerkultur wichtig. Zudem bin ich ausgebildeter Trauerbegleiter.

Gab es in gewissen Bereichen spezielle Bestimmungen, Vorkehrungen und Rituale, um den Sterbenden und ihren Angehörigen ihr Schicksal zu erleichtern?

Jeder Tod ist individuell und einzigartig. Deshalb ist es wichtig, dass die Trauerkultur Spielraum offen lässt. Entsprechende Hinweise und Wünsche, die sich im persönlichen Gespräch mit Bewohnenden und Angehörigen ergeben, werden laufend in der elektronisch geführten Bewohnerinnen- und Bewohnerdokumentation festgehalten oder aktualisiert. Rituale und Formales sind im Qualitätsprogramm des AZ Eiche gesichert. Mitarbeitende können sich auf diese Weise jederzeit aktuell informieren. Interne Schulungen zum Thema Trauerarbeit fanden periodisch statt.

Beim Eintritt oder später waren Pflege-MA [Mitarbeitende] um das Vorhandensein einer Patientenverfügung bemüht und die Verwaltung wies auf den Vorsorgeauftrag hin. Gespräche mit der zuständigen Pflegeperson (Gotte oder Götti) über den Tod, die Endzeit, den Übergang und wie ist es «drüben» in

der geistigen Welt sind möglich. Mit Feingefühl und grossem Gespür wird mit Bewohnenden und Angehörigen über die Kleidung im Todesfall gesprochen. Allenfalls werden diese Kleider geordnet und sauber im Kleiderschrank diskret versorgt. Dies und andere spezielle Fragen werden in einem angefügten Zusatzblatt der Patientenverfügung geklärt. Jederzeit hatten der Zentrumsleiter [ZL], die Pflegedienstleiterin [PDL], die jeweilige Stationsleiterin oder die zuständige diplomierte Pflegefachperson Zeit für ein persönliches Gespräch über den Tod und die Sterbezeit, oder ein Fachgespräch. Für die Organisation einer Gesprächsrunde betroffener Angehörigen mit Fachpersonen waren der ZL oder die PDL zuständig. Bei Wunsch werden für Angehörige Fachgespräche angeboten, wo eventuell auch der Arzt und Seelsorger teilnehmen.

Ich habe gehört, bei Ihnen hätten die Verstorbenen die Eiche immer durch den Haupteingang verlassen. Welche Philosophie steckt dahinter?

Das ist Teil der Trauerkultur. Der Verstorbene/die Verstorbene verlässt die Eiche, wo er/sie beim Eintritt in die Eiche hereingekommen ist. Das wäre in seinem früheren Zuhause auch so. Zudem wird die Verstorbene Persönlichkeit von den MA der betroffenen Pflegestation, weiter anwesenden MA, und wenn immer möglich von der PDL und dem ZL vom Sterbezimmer bis zum Leichenauto vor dem inzwischen gedeckten Haupteingang begleitet. Oft nehmen auch Angehörige teil.

Warum ist der Tod für uns Menschen ein so schwieriges Thema?

Wer will schon sterben. Das über den Tod sprechen ist in unserer schnelllebigen, hektischen und hochtechnisierten Welt verloren gegangen. Wofür sich etwas Zeit nehmen, wo weit weg ist von uns. Und wenn es kommt, gibt es ja dafür Spezialisten. Man wünscht sich einen Schnell-Tod oder glaubt, man werde ewig mögen und habe der Welt doch so viel zugesagt, dass die Endzeit gar keinen Platz hat. Andere getrauen sich nicht über den Tod zu sprechen. Das Thema ist nicht gesellschaftsfähig. Beim Eintritt in ein Altersheim höre ich etwa die abschätzige Bemerkung: «Nun hat er/sie die letzte Station angetreten». Aber ein ehrliches, ernsthaftes Gespräch über den Tod wird nicht gewünscht. Höchstens kommt es vor: Hoffentlich wird bald gestorben, damit wir in die Ferien können oder wieder nach Amerika zurück. Für die Teilnahme an der Abschiedsfeier hat man gerade Zeit, um den guten Ton zu wahren und weil es sich gehört. Selbst die lockere Kleidung an einem solchen «Event» ist Ausdruck von keiner inneren Tiefe zum Thema Tod. Die Natürlichkeit zum Tod wie es bei Urvölkern und bei gläubigen Menschen noch ist, ist verloren gegangen.

Wodurch kann trauernden Angehörigen eines Verstorbenen Halt geboten werden?

Das sachlich elektronisch zusammengestellte und jederzeit aktualisierte FO «Reihenfolge der Arbeiten im Todesfall eines Bewohners, einer Bewohnerin» hilft und lässt es zu, dass Pflege-MA genügend oder mehr Zeit bekommen, um bei der sterbenden Person zu sein und Angehörigen in aller Ruhe zuhören können. Weiter habe ich das Model ZAFK [Zeit-Aufmerksamkeit-Freundlichkeit-Kompetenz] entwickelt und MA darin geschult. Wenn Pflege-MA in der Sterbezeit eines Bewohners, einer Be-

wohnerin nach diesem Modell arbeiten, haben sie nebst der Alltagsbewältigung genügend Zeit, um für die Angehörigen da zu sein, mit grosser Aufmerksamkeit auf sie eingehen können, mit echter Freundlichkeit Atmosphäre zu schaffen und sie fachkompetent vor dem Tod, während des Sterbens und wenn der Tod eingetreten ist, zu beraten bzw. Auskunft zu geben. Oft kann ein freundlicher Blick oder eine leise, stille Berührung mehr bewirken als viele Worte. Leisten die Angehörigen Sterbebegleitung ist eine kostenlose Verpflegung selbstverständlich. Der Hinweis, zwischendurch draussen im «Eichergarten» zu spazieren oder in der Cafeteria etwas zu trinken, kann sehr wertvoll sein und tröstend wirken. Auf Wunsch stellen wir Angehörigen nach Sitzwache eine Waschgelegenheit mit Dusche zur Verfügung.

Anhand von Rückmeldungen ist eine gute Atmosphäre mit wohltuender Stimmung im Sterbezimmer zum traurig sein und Abschied nehmen hilfreich. Dazu verhelfen auch «Dinge in der Sterbezeit»; siehe dazu Pt. 6 in FO «Reihenfolge der Arbeiten im Todesfall». Diese können wiederum je nach Wunsch auch des Verstorbenen vor dem Tod, während des Sterbens oder nach dem der Tod eingetreten ist, eingesetzt werden: Eine Salzkristalleuchte, eine Kerze, ein Duftlämpchen, ein Weihwassergefäss mit Grünzweig und ein CD-Player mit Wunsch-CDs stehen zur Verfügung. Das offene Fenster, ein Kühlgerät (im Sommer), Sitzgelegenheiten, Mineralwasser und ein Balkon zum Verschnaufen oder eine Zigarettenpause können trauern «angenehmer» machen.

Wichtig ist zuzusagen, dass die verstorbene Persönlichkeit in der Eiche ihrem Bett - jetzt Totenbett - des Sterbezimmers bis zum Einsargen und Überführen in die Aufbahrungshalle im Friedhof oder ins Krematorium bleibt. Einmal weist ein Trauerflor an der Türklinke auf das nicht geschlossene Sterbezimmer hin.

Beim Trauergespräch in einem wohltuenden Raum Kaffee, Tee oder Kaltgetränke zu servieren gehörte zur Eichekultur.

Welche Vorkehrungen werden ab dem Zeitpunkt, in dem jemand stirbt, in einem Altersheim getroffen?

Die Information ist wesentlich. Die Küche muss wissen, warum sich das Essverhalten eines Bewohners, einer Bewohnerin verändert. Die vermehrte Rücksichtnahme des Reinigungspersonals und der eventuelle Mehraufwand in der Wäscherei verlangen Verständnis und besondere Einrichtungen im inzwischen zum Sterbezimmer gewordenen Wohn- und Schlafzimmer braucht unter Umständen die Mithilfe des Technischen Warts. Zudem ist es Aufgabe der Pflegemitarbeitenden Angehörige und Bezugspersonen rechtzeitig zu informieren, Dienste des AZ Eiche (Arzt, Seelsorger...) herbei zu rufen und den Einsatz der Sitzwache abzuklären. Bei Wunsch werden für Angehörige Fachgespräche angeboten, wo eventuell auch der Arzt und Seelsorger teilnehmen.

Selbstverständlich gab man auch Besuchenden entsprechende Auskunft und informierte interessierte oder mitleidende Mitwohnende. War es ein Zweierzimmer konnte der/die Mitbewohnende während dieser Zeit mit Einverständnis und der Information seiner/ihrer Angehörigen in die Notschlafstelle umplatziert werden. Auf Wunsch der sterbenden Persönlichkeit oder wenn die Sitzwache für Angehö-

rige nicht möglich war, organisierte die betroffene Pflegestation Freiwillig Mitarbeitende der Sitzwa-
che und erstellte einen Plan.

Werden Altersheimangestellte speziell für das Verhalten bei einem Todesfall instruiert?

Wie schon erwähnt finden regelmässige Schulungen und interne Weiterbildungen für alle MA statt. Alle MA sollen über die Sterbezeit Bescheid wissen oder wo das Wissen geholt werden kann. Speziell müssen alle MA in ihrem Bereich das nötige Wissen haben, um fachkompetent und ruhig handeln zu können. Dazu hilft ein in 26 Punkten zusammengestelltes Formular mit dem Titel: «Reihenfolge der Arbeiten im Todesfall eines Bewohners, einer Bewohnerin». Dieses FO [Formular] lässt es offen, es bereits beim Eintritt zu eröffnen und abgeschlossen wird es, wenn die hygienische und spirituelle [mit einem Naturprodukt] Zimmerreinigung abgeschlossen ist. Die Zusammenarbeit und Kommunikation der MA zwischen den verschiedenen Bereichen ist unabdingbar.

Heutzutage sterben sehr viele Menschen im Altersheim. Wo liegen zentrale Unterschiede zum früher häufiger vorkommenden Tod im eigenen Zuhause?

Siehe auch in Frage-Antwort: °Veränderungen früher – jetzt°. Momentan ist der Trend eher wieder Zuhause – in den eigenen und vertrauten 4 Wände sterben - . Man möchte möglichst auch nicht ins Altersheim. Professionelle Spitex, andere Pflegemöglichkeiten und alters- und behindertengerechte Wohneinrichtungen fördern diese Möglichkeit.

Für viele Angehörige ist es bewusst oder unbewusst eine Erleichterung, wenn ein Familienmitglied im Heim (Hospiz) sterben kann. Überforderung, die Infrastruktur, der fordernde Berufsalltag, fehlende Betreuungspersonen u.a. kleinere Familien, die fehlende Kompetenz, den Tod nicht wahrhaben wollen (wird wieder gesund, alles wird gut) oder sogar die Schuld am Tod mit sich tragen (wenn ich so reagierte hätte, hätte er noch länger gelebt) sind Indizien dafür. Spezialisierte Institutionen übernehmen die Aufgabe des Überganges, obwohl betroffene Zuhause sterben möchten. Richtig, früher gab es diese Einrichtungen – vor allem auf dem Land – gar nicht.

Zentral ist die individuelle Begleitung/Betreuung des/der Sterbenden. Dies ist gleich geblieben.

Wie beeinflussen Religion und Tradition den Ablauf am Sterbebett? Hat sich durch die Säkularisierung etwas verändert?

Das beginnt bereits mit der Zimmereinrichtung beim Eintritt: Will man oder wird ein Kreuz/Kruzifix mitgebracht. Pflügt das Haus das gefüllte und gereinigte Weihwassergefäss! In der Eiche beobachte ich Bewohnende zu Fuss und im Rollstuhl, die bei Hinein- und Hinausgehen in die Eichekapelle ihre Hand ins Weihwassergefäss halten und das Kreuzzeichen mit Weihwasser machen.

Mir persönlich war es immer wichtig, dass fürs Zimmer ein Kreuz und Weihwassergefäss angeboten wurde. Ebenso förderte ich die Teilnahme an religiösen Feiern; speziell auch die Teilnahme an Krankensalbungen und an Sterbebeten; selbstverständlich immer freiwillig.

Wünschte ein Bewohner, eine Bewohnerin in der Sterbezeit einen Seelsorger, organisierten wir dies; siehe dazu auch den Vermerk in der Ergänzung zu Patientenverfügung. Bei einer sterbenden Bewohnerin nahm der Heim-Seelsorger seine Begleitung mit den religiösen Ritualen draussen im Garten vor, weil die sterbende Bewohnerin draussen sein wollte.

Zunehmend ist fehlende Zeit der Seelsorger für die Altersseelsorge ein Problem. Die Landeskirche hat dies erkannt. Ich wurde hier schon gefragt, was für die Praxis gut wäre. Im Weiteren haben andere Religionsgemeinschaften und konfessionslose Bewohnende Einfluss auf Veränderungen. Gläubige haben oft ein lockeres, offenes Verhältnis zu Kirche und Glaube. Es ist aber auch zu beobachten, dass ältere und pflegebedürftige Bewohnende den Weg zum Glauben zurückfinden. In der Eiche haben wir mal einen Bewohner gemäss seinem Wunsch im Bett in die Kapelle zur Krankensalbung gebracht.

Zusammengefasst kann hier die Philosophie des Hauses schon noch einiges bewirken und so individuelle Wünsche erfüllen.

Glauben Sie, dass sich der Umgang mit dem Tod in den letzten 100 Jahren oder vielleicht sogar in der letzten Zeit verändert hat? Haben Sie in Ihrem Beruf irgendwelche Veränderungen wahrgenommen?

Der Tod, das Sterben, ist eigentlich gleich geblieben. Vielleicht sterben heute mehr den plötzlichen Tod durch Unfall oder Krankheit in unserer technischen und stressigen Welt. Im Buch «Wie sie heimgingen» (ISBN 3-909221-25-4) hat Dr. h.c. Josef Zihlmann (1914 – 1990) unter dem Pseudonym «Seppi a de Weggere» den Umgang mit dem Tod, die Rituale und die Feiern im katholisch geprägten Kt. LU; vor allem in seinem Jugenddorf Hergiswil am Napf beschrieben. Man hatte Zeit für die Sterbenden und die Toten. Viele religiöse Zusammenkünfte Daheim beim Sterbenden und in der Kirche prägten diese Trauerzeit. Man machte Hausbesuche – die Toten wurden Zuhause in ihrem Zimmer aufgebahrt – um dem toten Respekt zu zollen, den Angehörigen persönlich die Kondolenz aussprechen, mitzutruern, ihnen Hilfeangebote zu machen, ihnen zuzuhören und mitzutruern. Man begleitete den Leichenzug von Daheim über die Kirche bis zum Friedhof. Siehe dazu auch in die *Bestatterinnen* (ISBN 978-3-03763-059-4) Koch von Wohlen AG. Damals bis teil anfangs 70-Jahre ging dem Leichenzug Pferdegespann mit von Blumen und Kränzen geschmückter Leichenwagen voraus; betend gefolgt von der Geistlichkeit mit Weihrauch und Lichtern, den Angehörigen und dem Dorfvolk. Geblieben ist das Glockengeläut beim Gang von Kirche zum Friedhof. In meinem Jugenddorf habe ich das besonders bei Grossmutter's Tod und als Ministrant erlebt. Man trug Trauerkleider bis 1 Jahr lang. Die Frauen kamen in schwarz. Die Männer hatten am Revers den schwarzen Leidknopf eingesteckt oder trugen am rechten Arm eine schwarze Binde (so gesehen am Freilichttheater «Die Strickerin und der Fergger» in Grossdietwil LU).

In der Eiche: Palliative Care Konzept. Trauergespräche, wenn aktuell.

Speziell besteht die Möglichkeit, mit dem Krankenbett oder dem Sterbebett von der Station aus ins den Garten zu fahren, um dort von traumhafter Natur umgeben, betreut und begleitet zu werden.

Heute ist Vieles schneller und anonym geworden. Der Respekt, die Würdigung und die Anteilnahme von/für den Toten sind geblieben. Selbst junge Leute finden Zeit für die Teilnahme an einer Ab-

schiedsfeier. In der Eiche wird noch das sogenannte und sehr beliebte Sterbegebet aus alter Zeit gepflegt. Das ist eine ganz persönliche Gedächtnisandacht. Dieses Angebot wird von vielen Leuten besucht, da sie oft nicht an der Abschiedsfeier in der Kirche teilnehmen können.

Gesetzliche Vorschriften, speziell eingerichtete Räume und die Wohnkultur haben zu Veränderungen mitgetragen.

Wenn Angebote zum Abschiednehmen und Gefässe zum gemeinsamen Trauern da sind, werden sie genutzt. Eiche: Jährliche Gedenkfeier mit Gottesdienst und Ritualen der unter dem Jahr Verstorbenen.

Vision Eiche: Trauercafé, Trauerspaziergang, Trauergespräche später.

Was sagen Sie zur Meinung, der Tod werde heute verdrängt, tabuisiert und privatisiert?

Ja, allgemein: Wann ist der Tod ein Thema. Ich mag mich nicht erinnern, wann ich die letzte Predigt zum Thema Tod gehört habe ausser bei Abschiedsfeiern und an Allerheiligen-Allerseelen. Die Sternstunden am Sonntag im SRF 1 zum Thema Tod oder die Sendung: Ein Familie wird ein Jahr lang begleitet, die ihre Mutter verloren hat (Nach der Beerdigung: Nichts ist mehr, wie vorher, SRF 1 vom 13-04-2017) sind mir in Erinnerung. In Zeitungen ist das Thema Tod vermehrt zu beobachten z.B. Tagebuch des Sterbens in der Luzerner Zeitung am 9.4.2017. Das Sterbehospiz Zentralschweiz nähergebracht oder Das Sterben gestern und heute im Willisauer Boten vom 16-05-2017.

Auf dem Büchermarkt finde ich viele Bücher zum Thema Tod.

Ich meine, was früher in der Trauerarbeit besser ausgelebt werden konnte (mehr Zeit-Tradition-öffentliche Rituale) geschieht heute mehr im Stillen. Man kann den Tod vermeintlich verdrängen. Viele tragen dies jahrelang mit. Und suchen dann professionelle Hilfe oder gehen ohne grosses Aufhebens Wallfahrten machen oder suchen im Stillen besondere Orte auf wie die Kreuzbergkapelle oder beten im Stillen und zünden eine Kerze an. Gerade der Verlust eines Kindes oder eines Partners kann sehr schmerzlich sein.

Die Landeskirche beschäftigt sich auch mit dieser Frage. Und führt dazu öffentliche Veranstaltungen mit provokativen Themen: «Wem gehören die Toten» oder «Sterben, aber wie?» durch.

Es gibt Leute, die zu Exit gehen, um dann schnell sterben zu können, wenn es ihnen nicht mehr gut geht. Oder zu leben aufhören können, wenn sie unheilbar krank sind und der Umwelt zu Belastung werden. Es gibt auch die humanere Form des Sterben Fastens.

Gut bekannte der verstorbenen Persönlichkeit bekommen oft das Ableben nicht mit. Die Familie macht es nicht öffentlich und gestaltet die Abschiedsfeier ganz privat. Sucht man später den Friedhof auf, findet man nirgends eine Grabstelle. Dies habe ich persönlich bei einem lieben Nachbarn erlebt. Dies beschäftigt mich seit fünf Jahren. Beim Schreiben dieses Satzes kommt mir spontan in den Sinn, dass mit seiner Familie einmal das Gespräch suchen sollte.

9.6.2 Mündliches Interview

Geführt am 28.6.2017 im Garten des Alterszentrums Eiche, Dagmersellen

Wie lange und wo waren Sie als Altersheimleiter tätig?

17 Jahre. Die Hälfte davon in Dagmersellen und vorher in Pfaffnau. Also das Heim steht in St. Urban, einen Steinwurf von der Klinik entfernt, aber St. Urban und Pfaffnau sind ja eine Gemeinde.

Und was haben Sie zuvor gemacht?

Vorher war ich Lehrer. Ich war also Quereinsteiger.

Zur ersten Frage. Was genau versteht man unter der Sitzwach- oder Sterbebegleitgruppe?

Das ist eine sogenannte Freiwilligengruppe, welche einfach aus Leuten besteht, welche sich melden oder angefragt werden, diese Aufgaben zu übernehmen. Sitzwache und Sterbebegleitung sind an sich dasselbe. Sitzwache ist einfach, wenn man für eine Person da ist, der es schlecht geht. Und Sterbebegleitung ist es dann, wenn die sogenannte Sterbephase eingetroffen ist, also durch erfahrene Leute festgestellt wurde, dass die betreffende Person nun in einem Sterbeprozess ist.

Wer entscheidet denn, ob die Sterbephase eingetroffen ist, und wie?

Das entscheidet an und für sich niemand, das ist eine Feststellung. Entscheiden ist gefährlich, denn es kann sich jeder irren, sogar der Arzt. Das habe ich mehrmals erlebt. Deshalb auch der Begriff Sitzwache, um nichts zu überstürzen.

Was gehört zur Ausbildung als Trauerbegleiter?

Man bekommt profimässig mit, wie man die Arbeit in einer Sterbebegleitgruppe angehen soll. Dies anhand der Erfahrung, welche die Auszubildende hat, anhand von Beispielen, anhand von Gesprächen, anhand von Literatur. Und es zeigt sich, dass jeder Tod individuell ist. So wie jeder Mensch im Leben seinen eigenen Charakter hat, zeigt er sich auch im Sterbeprozess. Jeder Tod ist also etwas Einzigartiges und hat nur annähernd gleiche Abläufe. Von daher ist es gut, möglichst viel Wissen zusammenzutragen. Ich habe also immer auch dafür gesorgt, dass sich die Sterbebegleitgruppe trifft und sich über ihre Erfahrungen und Bedürfnisse austauscht. Und auch über ihre Ängste. Mache ich es richtig, bin ich überhaupt fähig dazu, hätte ich mehr tun sollen? Und dann gibt es vielleicht auch Fachpersonal, das noch zu wenig Verständnis hat und die Freiwilligen vielleicht zu wenig ernstnimmt, wenn zum Beispiel eine Freiwillige meint, dass jemand dem Tod sehr nahe ist. Und da brauchen die Freiwilligen Unterstützung, dass man die Pflegeperson vielleicht auch auf ihr Fehlverhalten aufmerksam macht.

Weiter begleitet der Trauerbegleiter die Angehörigen. Es gibt eben den Sterbe- und den Trauerbegleiter, und manchmal ist es schwierig zu sagen, wo was ist. Jedenfalls begleitet der Trauerbegleiter die

Angehörigen, sofern sie das wünschen natürlich. Das kann vor der Sterbephase sein, währenddessen und vor allem aber danach. Und es kann auch darüber hinausgehen. Ich weiss von Fällen, in denen jemand das einfach nicht verkraftet hat und dann, nach vier oder fünf Jahren, eine Fachstelle aufgesucht hat, um das aufzuarbeiten. Vor allem extrem kann es sein, wenn Kinder sterben oder Eltern von Kindern im Schulalter aus dem Haushalt gerissen werden. Ich habe kürzlich einen Film gesehen, da durfte das Fernsehen ein Jahr lang eine Familie begleiten. Den Vater mit einer neunjährigen Tochter und einem elfjährigen Sohn. Und der Vater hatte eigentlich gar keine Zeit zum Trauern. Von Nachbarn ist zwar Hilfe angeboten worden, echte und unechte. Aber er hat dann selbst gesagt, spätestens ein Jahr später musste alles weitergehen und auch diese Leute, die zuvor gefragt hatten, hatten dann doch keine Zeit oder hatten das Gefühl, es lief ja alles gut in diesem Haushalt. Aber wie die Psyche aussieht, ist das andere. Und da kann dann eben ein Trauerbegleiter eine Hilfe sein.

Im Weiteren treten heute viele Leute aus der Kirche aus. Abschiedsfeier ja, aber irgendwo und nicht kirchlich. Und dann werden eben solche Leute angefragt, welche eine solche Ausbildung haben, um die Abschiedsfeier zu halten. Mir hat auch schon jemand gesagt, wichtig ist doch, dass jemand da ist für die Leute, ob jetzt kirchlich oder nicht, der dieses Gefäss anbieten kann. Das hat mir noch gut getan, das so zu hören. Ich bin auch jetzt gerade in Planung einer solchen Abschiedsfeier.

Nehmen die nicht-kirchlichen Abschiedsfeiern denn zu?

Das heisst es, ja. Ich kenne die Zahlen jetzt nicht, aber eher zunehmend. Das können auch lockere, offene Gläubige sein, welche so oder so nie eine Kirche aufsuchen und sich sagen, warum sie genau dann in die Kirche sollen.

Andererseits ganz konkret, um noch einmal kurz auf die Trauerbegleitung zurückzukommen, ich habe ja eine Arbeit geschrieben über Trauerkultur in Heimen, also speziell in der Eiche, wie wir das haben und machen wollen. So, dass es für die Leute hier stimmt. Wir wissen ja, welcher Gemeinschaft die Menschen hier angehören, das probiert man anhand der Patientenverfügung beim Eintritt festzuhalten, Konfession oder nicht. Man hat dann zwar diesen Rahmen, aber auch innerhalb der christlichen Bewohner gibt es individuelle Wünsche. Der Eine möchte ein Weihwassergefäss und ein Kreuz im Zimmer, der Andere will nichts davon haben. Also versuchen wir auch während dem Sterbeprozess im Raum eine entsprechende Atmosphäre zu schaffen. Wir haben ja diese «Dinge in der Sterbezeit». Einleuchtend ist hier das Tonbandgerät für CDs. Da habe ich schon Leute erlebt, einen Sohn zum Beispiel, mit dem ich ein Gespräch abgemacht hatte und der noch einmal kurz ins Zimmer gehen wollte. Dann lief dort gerade eine Meditationsmusik, und ich habe gewartet. Nach einer Stunde kam er wieder und meinte, er habe immer wieder diese Musik gehört, das habe ihm gutgetan. Anhand solcher Rückmeldungen und Besprechungen im Voraus bieten wir solche Dinge an. Das ist diese ganz spezielle Trauerkultur, die wir leben wollen, und die ja an alle Mitarbeiter des Hauses vermittelt werden muss.

Seit wann gehen Altersheime denn auf individuelle Gestaltungswünsche im Sterbeprozess ein?

Das gibt es sicher noch nicht so lange, wie es Heime gibt. Das ist wahrscheinlich durch vermehrte Ausbildung, welche die Mitarbeiter heute in verschiedensten Formen geniessen können, mehr und

mehr gepflegt worden. Um das ein wenig zu entkräften, damals waren die Leute auch irgendwie noch einfacher und natürlicher, wie sie gelebt haben. Sie haben auch selbst in ihrem Alltag ganz viele Rituale gemacht, ohne sich dessen bewusst zu sein. So war ein grosser Teil dieser Betreuung gar nicht nötig. Aber das gab es sicher gerade in den sogenannten Altersheimen noch nicht. Man ist sich vielleicht gerade erst durch Rückmeldungen von unzufriedenen Bewohnern bewusst geworden, wie wichtig das Individuelle eben ist. Wenn sich jemand auf ein spezielles Essen gefreut hat und es einfach nicht wie zu Hause schmeckt. Oder wenn der schöne Wollpullover mit diesem Waschmittel nicht mehr so weich ist wie früher. Dann muss man das eben mit dem Koch oder der Wäscherei absprechen. Manchmal findet man eine Lösung und manchmal muss man dem Bewohner dann erklären, dass es hier nun einmal viele Leute sind und es nicht anders geht. Heute versucht man, Rücksicht auf solche Wünsche zu nehmen. Zum Beispiel auch im Speisesaal, dass sich die Leute wohlfühlen beim Essen. Passt man sich den Wünschen an, heisst es vielleicht plötzlich nicht mehr, dass es daheim schöner war. Logisch, es ist nie dasselbe. Deshalb haben wir auch diese Gartenanlage zu schaffen versucht, vor allem für Leute, die zuvor ein Einzelhaus hatten mit einem schönen Garten. Hier können sie spazieren, mit allen Sinnen hindurchgehen, einen Blumenstrauss pflücken. In der Kochgruppe können sie hier um zehn Uhr das Gemüse holen. Diese Hochbeete sind eben etwas spezielles, die haben wir selbst entwickelt. Auch jemand im Rollstuhl kann hier zufahren und kommt ans Beet heran. Dieses Hoch-Beet hat auch eine tiefere Höhe. Und wer steht, kommt nicht immer unten mit den Schuhen am Holz an und muss sich nicht vorbeugen. Der Platz ist mit Steinplatten ausgelegt, man geht mit sauberen Schuhen hinaus und kommt mit sauberen Schuhen zurück. Die Pflege hat dadurch auch keine Arbeit. Das sind alles solche Dinge, die wir uns hier überlegt haben. Oder auch wenn die Spielgruppe kommt, kann dieser Kontakt draussen stattfinden, die Kinder pflanzen ja auch gerne Sachen an. Viele Bewohner geniessen den gelegentlichen Kontakt mit den Kindern, andere enthalten sich dann lieber. Das sind jetzt solche Beispiele aus der Praxis, worauf wir achten. Und genau das soll in der besonderen Zeit des Sterbeprozesses eigentlich noch ausgeprägter sein. Pflegende haben ja immer die Chance, wenn sie im Gespräch sind mit den Bewohnern, Notizen zu machen. Das ist alles elektronisch und sehr einfach nachzuführen heute. Da ist es eben wichtig, dass die Pflegenden aufmerksam sind, wenn ein Bewohner etwas erzählt, und das notieren. Unter anderem aus diesem Grund habe ich auch das ZAFK-Modell entwickelt. Zeit haben, aufmerksam, freundlich und kompetent sein. Und wenn Mitarbeitende dieses Modell einigermaßen intus haben, denke ich, dass es einem Bewohner und seinen Angehörigen recht gut gehen müsste. Aber gerade Zeit haben ist natürlich schwierig, wenn man mehr gebraucht wird von einer sterbenden Person und die Alltagspflege trotzdem weiterläuft. Dann muss man Dinge weglassen oder delegieren, an Praktikanten oder Freiwillige.

Sie haben ja gesagt, das Personal notiert die Wünsche der Bewohner bezüglich ihres eigenen Todes. Es ist ja wahrscheinlich noch schwierig, die Menschen darauf direkt anzusprechen.

Ja, das ist wirklich so. Das melden die Pflegenden auch so zurück. Das kann mit dem Eintritt anfangen, da gibt es ja eine gewisse Datenerfassung. Neben Geburtsdatum, Dauer des Spitalaufenthalts, Krankheiten und so weiter kann man eben auch auf das Thema Tod zu sprechen kommen. Gerade mit der Patientenverfügung: Im Todesfall wie? Ob man medizinisch alles versuchen will, wenn man dem

Tod nahe ist, oder keinen Spitalertritt mehr will. Darüber zu sprechen kann gelingen oder auch nicht. Dann probiert man, die Angehörigen oder nächsten Bezugspersonen einmal darauf anzusprechen. Diese Personen sind oft etwas offener, wenn man ihnen erklärt, dass sie selbst entscheiden müssten ob Operation ja oder nein, falls der Betroffene selbst in diesem Moment nicht mehr ansprechbar ist. Diese Verantwortung will ja niemand unbedingt übernehmen, und deshalb sind die Angehörigen oft eine Hilfe, solche Fragen zu klären und einen Zugang zu den Betroffenen zu finden, um dann eine Rückmeldung ans Personal zu geben. Sie kennen die Betroffenen ja oft besser und haben einen guten Draht zueinander. Hier habe ich auch ein Beispiel erlebt mit einer Freiwilligen aus dem Nachbarsdorf, die einmal die Woche bei einem älteren Mann vorbeikam. Sie hat dann Kontakt zu ihm aufgebaut, und wenn sie eine Woche ausliess, hat dieser Mann sie wirklich vermisst. Und er hat so ein gutes Vertrauen zu dieser Freiwilligen aufgebaut, dass er ihr eben vieles mitteilen konnte, was sie dann ans Pflegepersonal weiterleiten konnte. Und es gibt meistens ein paar offene Dinge, die geklärt werden müssen, wenn der Tod eingetreten ist. Ein Beispiel ist, welche Kleidung man dem Toten anzieht. Das sogenannte «Totehömmli» wie man es früher immer hatte, haben heute vielleicht noch zwei Prozent der Leute. Und die anderen, bei vielen ist es geklärt. Dann müssen diese Kleider aber schon diskret versorgt werden und nicht einfach ganz vorne im Schrank, vielleicht noch angeschrieben mit «im Todesfall». Das kann je nach dem schon so etwas auslösen. Ist es nicht geklärt, müssen nun einmal die Angehörigen entscheiden. Das hat keine solche Eile. Hier ist ja auch das Besondere, dass die Leute bei uns im Bett bleiben. Das Bett wird zum Sterbebett, und hier kann der Verstorbene bis maximal 24 Stunden bleiben. Und die Kleidung ist schon gut, wenn man sie nach ein paar Stunden anzieht, der Körper wird dann einfach immer steifer. Aber es gab es auch schon, dass die Kleidung wieder gewechselt werden musste, weil die Angehörigen nicht einverstanden waren, und die Pflege hat es fertiggebracht.

Das Waschen und Anziehen macht hier also das Pflegepersonal?

Ja. Und man versucht auch immer, die Angehörigen miteinzubeziehen. Teilweise sagen sie das von vorneherein, dass sie mit dabei sein wollen. Es gibt auch immer wieder Angehörige, welche die Sitzwache oder Sterbebegleitung selbst leisten. Manchmal wollen die Angehörigen auch alles selbst machen, dann legen wir einfach alles bereit, die Gefässe zum Waschen und Salben. Das ist völlig okay so. Aber eher in der Minderheit. Ich persönlich denke aber, dass es ein Teil ist, der zur Trauerverarbeitung beiträgt.

Erlebt denn jeder Mensch seinen Tod anders oder gibt es bei jedem Tod etwas, das alle gleich empfinden?

Nun, es gibt ja doch eine schöne Anzahl Leute, die den plötzlichen und überraschenden Tod erlebt durch einen Unfall oder einen Herzschlag. Dann gibt es den Tod, wo der Sterbeprozess vielleicht acht oder zehn Tage dauert. Dann merkt der Mensch in gewissen Zeiträumen, die oft ähnlich lange dauern, dass wieder ein Stück weg ist, oder dass er stündlich mehr Medikation benötigt, damit er schmerzfrei sterben kann. Die Palliative Care pflegen wir hier ja sehr. Auch die Veränderung beim Atmen kann

man biologisch erklären, dazu gibt es auch Filme, damit man das nachvollziehen und vielleicht auch den Angehörigen zeigen kann, dass der Sterbende eben nicht erstickt, sondern dass das normal ist so. Dann gibt es die körperlichen Veränderungen, an denen eine erfahrene Person wie der Arzt die verbleibende Zeit etwa abschätzen kann. Aber letztendlich ist es eben trotzdem ungewiss. «Ist Sterben schwer?», hat mich einmal ein Bewohner gefragt und eine Antwort erwartet. «Wie geht Sterben?», und «Ich habe Angst.» sind häufige Aussagen. Nicht der Tod selbst aber das Ungewisse ist das Besondere und Schwierige daran. Deshalb zeigt sich jeder Tod so, wie der Mensch auch ist, als Individuum.

Es gibt auch Leute, die ein unwahrscheinliches Strahlen und Leuchten in den Augen bekommen, mit einem sturen, starren Blick. Die sehen wohl eben dieses Licht, von dem zurückgekommene Leute erzählen, das etwas so Schönes sein muss, dass man gar nicht mehr zurückwill. Und dann machen sie ihre letzten Atemzüge.

Oder es gibt auch solche, die nicht sterben können, wenn alle Angehörigen im Zimmer versammelt sind. Die eigentlich lieber alleine wären, aber den Mut nicht haben, ihre lieben Leute hinauszuschicken. Und oft genau in dem Moment, in dem die Angehörigen hinausgehen, man versucht dann auch, sie ein wenig «hinauszulotsen», bietet ihnen einen Spaziergang oder Kaffee an, in dem Moment sterben sie dann, nutzen die Gelegenheit. Dasselbe gibt es mit Teilen der Familie. Bei meinem letzten Fall war die Tochter aus den USA hier mit der Mutter, recht weltoffene Leute. Sie haben dem Vater dann gesagt, dass sie schnell hinausgehen und einen Frühlingsblumenstrauss pflücken. In dieser Zeit kam der Sohn ins Zimmer und in dieser Zeit ist der Vater gestorben. Frau und Tochter waren dann aber nicht enttäuscht, denn sie waren ja da gewesen und konnten ihm nun die Blumen hinstellen.

Wie zeigt sich die Trauer bei den Angehörigen und wie kann man dabei helfen?

Es gibt Leute, sagen wir Söhne im Managerleben, die für ihren Beruf um die Welt reisen, die kommen hier an und sagen: «Was, jetzt ist der Vater noch nicht gestorben, jetzt habe ich mir doch den Morgen freigenommen. Und ist es denn möglich, dass morgen früh die Beerdigung stattfinden kann? Ich habe nämlich schon den Flug gebucht.» Das ist so schon vorgekommen. Solche Leute muss man dann erst einmal herunterholen und sagen: «Komm, wir nehmen einen Kaffee.» So kann man schon vieles herauszögern und herunterfahren. Und man versucht dann, sie in ein Gespräch über den Vater zu verwickeln. Dieser Mann ging dann auch noch einmal aufs Grab und als er zurückkam meinte er, das sei ja gewaltig, was wir hier leisten, er hätte ja keine Ahnung gehabt. Dann habe ich gesagt, dass sei ja so, wir hätten ja auch keine Ahnung von seinem Beruf. Er hat sich dann bedankt und gemeint, er komme in einem Jahr wieder vorbei. Das ist noch oft so. Manchmal kommen sie, manchmal nicht. Aber man kann auf diese Weise noch etwas abrunden.

Dann gibt es die anderen Leute, bei denen man merkt, dass sie sehr leiden. Das kommt bei den Frauen mehr zum Ausdruck, die können das auch besser. Der Mann ist immer so ein wenig der Indianer, ohne Tränen. Wie hat es der Mann, der jetzt gestorben ist, zu seiner Frau gesagt: «Inge, du musst nicht weinen. Aber weisst du, innerlich weine ich ja auch.»

Man merkt es dann einfach anhand von Gesprächen, wie es den Leuten geht. Dabei muss man einfach ein echter Zuhörer sein. Man muss sich gar nicht einmischen und Lösungen haben, sondern einfach

zuhören. Dinge, die man von den Leuten in der Sterbezeit ihrer Angehörigen mitbekommt und hört, ich glaube, zwei Tage später würden sie das nicht mehr erzählen. In diesem Moment tat es aber gut, das jemandem zu erzählen, der echt zuhört. Vielleicht auch ein wenig zu weinen, deshalb ist es wichtig, dass man immer Taschentücher dabei hat oder auch schon bereitlegt. Trösten kann auch eine Berührung. Es kann gefährlich sein, aber es kann sehr guttun. Ich habe schon erlebt, wie die Beziehung zwischen Angehörigen und Pflegenden fantastisch gut war, sehr nahe. Da hat man sich auch geduzt, lieb umarmt und hatten miteinander Tränen in den Augen.

Und durch diese Dinge in der Trauerzeit versuchen wir, Stimmung im Zimmer zu schaffen. Je nach Wunsch bieten wir Musik an, Weihwasser, gerade in der katholischen Tradition gehört sich das noch. Das Zimmer kann mit Duftkerzen einen gewissen Geschmack bekommen, eine Salzkristalllampe kann sowieso eine wohltuende Wärme ausstrahlen. Ganz ideal ist auch, wenn man das Licht dimmen kann. Im Sommer gehört auch ein Kühlgerät dazu, um es angenehmer zu machen. Und aussen an die Tür kommt ein Trauerflor, als Zeichen, dass hier jemand gestorben ist. Aber man darf trotzdem hinein, auch der Bewohner. Der Nachbar trauert ja vielleicht auch und möchte Abschied nehmen.

Auch das Zimmerräumen kann guttun, wenn die Angehörigen das gemeinsam machen und sich ganze Geschichten über einzelne Gegenstände erzählen können.

Wie werden denn die Bewohner über den Tod eines Mitbewohners informiert?

Auf jeder Station ist in der Stube eine Trauerecke, die dann eingerichtet wird. Fragt jemand nach, ob etwas passiert ist, sagt man dieser Person das sofort. Und wenn man es dann ein paar Mal wiederholen muss, macht man es eben. Und auch denen, die es vergessen haben, sagt man es eben noch einmal. Im Speisesaal wird es allgemein von der Servicefachfrau mitgeteilt. Dann gibt es auch das Ritual mit der Kerze und einem speziellen Gebet. Man denkt einen Moment an die verstorbene Person, sagt, dass dieser Platz dort nun leer geworden ist. Und dann gibt es die allgemeine Gedenk-Ecke vor der Kapelle, die für alle sichtbar eingerichtet wird. Und wenn ein Bewohner sich gerne noch verabschieden möchte, geht je nach dem auch jemand mit, falls er oder sie den Weg nicht selbst findet.

Sie haben etwas geschrieben von einer Bewohnerinnen- und Bewohnerdokumentation.

Das ist eben diese elektronische Datensammlung. Die ist Pflicht und muss von den Fachleuten in der Pflege geführt werden. Es geht dabei um den täglichen Zustand, um die Medikamente, die eine Person nehmen muss. Auch Veränderungen werden dort festgehalten, und eben auch persönliche Äusserungen von Bewohnenden bezüglich Sterben, die man ergänzend zur Patientenverfügung dort notieren kann. Abgekürzt nennen wir das «Pflegedok», das Programm nennt sich «Isidok».

Und die Patientenverfügung wird heute beim Heimeintritt ausgefüllt?

Ja, das gelingt heute zu einem sehr grossen Prozentsatz. Es bringen sie auch immer mehr Leute schon mit, was früher auch noch nicht so war. Das ist eben doch durchs Bekanntmachen, durch die Spitex,

den Hausarzt oder Vorträge übers Sterben vermittelt worden. In den wenigsten Fällen existiert hier keine Patientenverfügung, wenn jemand stirbt.

Dann bei der vierten Frage: Warum ist der Tod für den Menschen ein so schwieriges Thema? Da haben sie geschrieben, dass die Natürlichkeit zum Tod heute ein wenig verlorengegangen ist. Wie genau ist das gemeint?

Ich denke dabei an Naturvölker, die man ja heute noch beobachten kann. Wo ein alter Mann spürt, dass sein Ende naht. Das konnten die Indianer auch immer so ausschweifend blumig in ihrer Sprache weitergeben. Man zieht sich dann zurück an einen besonderen Ort, wie es ein sterbendes Tier in der Wildnis tut. Und das war an und für sich bei uns früher auch einmal so. Bei meinem Vater ist mir das noch aufgefallen, der zuhause gestorben ist. Er war sehr gerne noch in der Gesellschaft, wenn man beieinander am Tisch sass. Aber er hat sich wie in die zweite Reihe zurückgezogen. Er war gerne hinten auf dem Divan oder dem Sofa, aber er hat sich nicht an den Tisch gesetzt. Beim Essen meinte er, er habe keinen Hunger. Aber ins Zimmer wollte er trotzdem nicht, er sei nicht müde. Das ist mir damals ganz stark aufgefallen. Und solche Beispiele habe ich auch gelesen beim «Seppi a de Wegere», seine Bücher kann man leider nicht mehr kaufen. Er hat das wunderbar aufgeschrieben, wie es in einer Zeit von doch fast hundert Jahren hier in der Region war, und zwar so gut, dass man sagen kann, ja, so war es. Teilweise habe ich das auch selbst noch so erlebt als Bub. Ich würde behaupten, es gibt in den Dörfern draussen immer noch bestimmte Sachen, die man hier drin findet. Zum Beispiel, dass man die Leiche zu Hause aufgebahrt hat, das weiss ich noch von meiner Grossmutter. Ihr Zimmer wurde damals ausgeräumt wie jetzt hier das Sterbezimmer. Der Sarg kam ins Zimmer mit Blumen und Kränzen, deren Anzahl laufend zugenommen hat. Sicher haben Kerzen gebrannt. Die Aufbahrung durfte sicher nicht länger dauern als drei Tage. Im Sommer konnte das kritisch werden. Bei meiner Grossmutter war es aber Winter. Und dann sind Leute vom Dorf gekommen, um zu kondolieren. Man ist den Angehörigen nicht ausgewichen, wie das heute manchmal vorkommt, dieses anonyme Verhalten. Und dann hiess es für mich als Drittklässler, ich solle doch die Leute nach oben aufs Zimmer begleiten. Das war damals ganz natürlich.

Und hier, diese beiden Bestatterinnen aus Wohlen, die ein Buch geschrieben haben. Dasselbe konnte ich dort lesen über diese Entwicklung, die sie von ihrem Beruf her mitgemacht haben. Zu modernen Autos und Aufbahrungshallen, zu professioneller Begleitung. Heute übernehmen sogar Bestattungsinstitute Aufgaben wie die Hilfe beim Verfassen einer Todesanzeige. Und von Frauen geführte Bestattungsinstitute, habe ich festgestellt, sind weiter in dieser individuellen Gestaltung, als männlich geführte Bestattungsinstitute. Sie holen auf, aber ich kenne mehrere solcher Beispiele.

Früher kam man ja einfach einsargen, das war der Dorfschreiner, der sonst nicht sehr viel damit zu tun hatte. Natürlich möglichst geräuschlos, ohne Hämmern und ordentlich. Aber mehr als das Einsargen leistete der Bestatter eigentlich nicht. Heute, so weiss ich das von dieser einen Bestatterin, gibt es zuerst ein Gespräch mit den Angehörigen. Man geht zuerst ins Zimmer schauen, bevor man den Sarg hineinbringt. Und die Angehörigen werden immer gefragt, ob sie mithelfen wollen. Dann gibt es si-

cher immer ein Segensgebet oder etwas in der Art nach Wunsch der Angehörigen. Nicht einfach den Deckel drauf und los. Ein Lied gesungen oder was auch immer.

Dass heute so viel mehr angeboten wird vom Bestatter oder auch hier im Heim, hat das mit der Hilfslosigkeit der Menschen heute im Umgang mit dem Tod zu tun?

Zum einen das, ja. Das andere ist, dass der Tod nicht «in» ist. Man spricht nicht darüber, es ist weit weg, ein Tabuthema. Es muss ja kein Gebet sein, es kann auch ein Gedicht sein. Aber dass man sich in irgendeiner Form damit auseinandersetzt, ein beständiges Ritual hat, kann sehr hilfreich sein. Sonst ist man in einer Hilfslosigkeit drin. Gerade Menschen, die wenig am Hut haben mit Glauben und Religion, melden oft zurück, es habe ihnen gutgetan, habe sie wieder einmal zurückbesonnen. Sie gingen nun wieder etwas achtsamer um mit ihrem Leben. Solche Dinge hört man.

Sind das nicht Rituale, die man früher noch in der Familie durchgeführt hat, und für die heute die Zeit oder die Tradition fehlt?

Ja, das ist das Andere. Die Familie ist natürlich auch kleiner geworden. Als ich Kind war in Hergiswil, hatte jede Familie bestimmt noch fünf Kinder. Dann haben im Nachbarshaus sicher noch nahe Verwandte, eine Tante oder ein Onkel gewohnt. Das war eigentlich eine Sippschaft. Und es gehörte einfach dazu, wenn jemand in der Nachbarschaft starb, bei der Familie vorbeizugehen. Wenn ein Tod eintrat, war klar, jetzt passiert das und dann das.

Dafür kann man heute sagen, wenn man etwas anders haben möchte, man muss sich einfach trauen. Ich habe zum Beispiel auch dem einen Bestattungsunternehmen gesagt, sie sollen doch die Leute auf eine andere Art einsargen, es sei einige Male nicht so gut angekommen. Heute machen es alle so, wie ich es gesagt habe. Damit will ich zeigen, dass man sagen darf, wie man es haben will. Auch die Angehörigen. Man muss sich einfach trauen. Wenn man dem Verstorbenen zum Beispiel unbedingt noch etwas in den Sarg mitgeben möchte. Auf der anderen Seite ist es eine gewisse Anonymität.

Mehr als früher?

Ja. Das zeigt sich ja auch äusserlich. Trauer hat man früher auch anhand von Kleidern gezeigt, bis ein Jahr lang. Man hat sich auch längere Zeit aus dem Vereinsleben zurückgezogen, und das wurde akzeptiert, weil die Trauer eben Platz haben soll. Die Alltagsarbeit im Haushalt und im Garten oder auf dem Bauernhof war trotzdem wieder da, aber es wurde einfach mehr Zeit gegeben zum Trauern. Heute ist alles schneller, man verdrängt vieles, und irgendwann kommt dann der Moment, in der man Hilfe aufsucht, weil man es nicht verarbeiten kann. Und deshalb gibt es eben die Angebote dieser Institute, das Wort Institute ist jetzt etwas hochgegriffen, aber meine Ausbilderin hatte ein Institut. Bei ihr habe ich jetzt gerade einen Sommerkurs gebucht, wo wir unsere eigene Urne töpfeln. Ich habe das kürzlich einer Sekretärin vom Heim erzählt, die ist gleich einen Schritt zurückgetreten. Und arbeitet im Heim, oder (lacht).

Aber es sind Angebote da, deren Adressen man heute leicht übers Internet findet. Letztendlich könnte man auch beim Pfarramt beim Seelsorger anklopfen, der reagiert je nach dem dann so oder so. Das ist vielleicht auch eine Zeitfrage heute. Damals war das wohl noch anders, da gab es vielleicht einen Priester, der nur Altersseelsorge gemacht hat, und das fehlt heute.

Ist es also wirklich so, dass man früher mehr klare Abfolgen im Falle eines Todes vorgegeben hatte, wo man heute offener ist und deshalb auch ein wenig schwimmt?

Darum bieten wir dieses Gespräch ja genau an. Die Leute fragen dann oft, was sie für amtliche Meldungen und so weiter machen müssen. Dann sagen wir, dass wir das alles machen können, wir haben ja die Daten. Sie müssen uns einfach noch sagen ob Kremation oder Erdbestattung und welches Institut. Häufig kennen sie auch Keines, dann sagen wir ihnen, welche Institute bei uns bekannt sind. Wir können ihnen so Aufgaben abnehmen, wir können Termine vereinbaren, darüber sind die Angehörigen vielfach froh. Oder im Gespräch selbst helfen wir manchmal auch bei der Klärung des ganzen Ablaufs. Dass es zum Beispiel wichtiger ist, sich zuerst beim Pfarramt zu melden dann bei der Gemeinde, weil dort Dinge geregelt werden müssen wie das Datum der Beerdigung und die Gestaltung der Feier. Ob sie auf dem Friedhof ist, ob sie nur im Familienkreis ist, ob die Zeit öffentlich bekanntgegeben werden soll und so weiter. All diese Dinge, von denen man früher einfach wusste, wie es läuft, und die man heute nicht mehr intus hat, was ich aber auch verstehe. Ich habe bei vielen Leuten gesehen, wo der Tod eines Elternteils die erste richtige Erfahrung mit dem Tod war. Bei anderen Angehörigen haben sie einfach an der Abschiedsfeier teilgenommen, die offiziell in der Kirche stattgefunden hat. Dabei spricht man aber nicht über diese Abläufe, man hat ja anderes zu reden, wenn man einander wieder einmal sieht. Deshalb wird hier im Heim eben professionelle Beratung und Begleitung angeboten.

Innerhalb des Heimes, wo der Tod ja relativ häufig eintritt, haben wir ein genaues Ablaufraster. Das beginnt beim Heimeintritt mit der Patientenverfügung. Und zieht sich über ich glaube inzwischen 26 Stufen. Hier können laufend Veränderungen eingetragen werden und bei Rückmeldungen finden Verbesserungen statt. Das ist dieser sachliche, teilweise emotionslose Ablauf. Aber schliesslich müssen alle betroffenen Mitarbeitenden ja wissen, was sie in welcher Reihenfolge machen müssen, was wo zu finden ist, wen sie benachrichtigen müssen und so weiter. So muss das nicht mehr alles zusammengetragen werden, hier können auszufüllende Formulare auch einfach angewählt werden. Und somit ist für die Mitarbeitenden auch mehr Zeit gegeben für das persönliche Begleiten. Es geht ja auch nie ein Punkt verloren, der muss immer visiert werden. Und deshalb steht hier auch deutlich geschrieben: Halt, das Papier ist wichtig, aber zuerst kommt immer der Mensch.

Dann habe ich auch etwas gelesen von spiritueller Zimmerreinigung. Was ist damit gemeint?

Die hygienische Reinigung ist ja klar. Dafür wird sogar eine Rechnung gestellt, das ist zum Voraus schon in der Tax-Ordnung vermerkt. Die spirituelle Reinigung, da habe ich einmal gesagt, warum machen wir die eigentlich nicht? Man hat ja manchmal das Gefühl, ein Zimmer sei wie noch nicht leer, und jetzt wird es schon wieder eingerichtet für die nachkommende Person. Wie soll ich sagen, es sind noch Kräfte da, das ist vielleicht ein gutes Wort dafür. Und in der Kirche wird in dieser Bezie-

hung viel mit Weihrauch gearbeitet, und das ist ja einfach ein natürliches Produkt, das gut verbrennt, man kann es gut im Zimmer einsetzen und es gibt einen guten Duft, ich habe als Ministrant immer möglichst viel hineingetan. Wir wurden dann beraten, und die Drogistin selbst meinte dann, wir hätten doch Rauchmelder in den Zimmern. Die könnte man zwar ausschalten, aber dann ist der Hausmeister einmal nicht da, es wird nicht ausgeschaltet und dann ist es passiert. Also sind wir dieser Frage weiter nachgegangen und sind auf ein natürliches Produkt gekommen: gebrauchten Kaffeesatz. Wir haben jetzt einen schönen alten Topf, darin stellen wir den Kaffeesatz mitten ins Zimmer. Und siehe da, es wirkt.

Und das wird bei allen Zimmern gemacht?

Ja. Ich habe die Wirkung persönlich festgestellt, gerade mit Rückmeldungen von Angehörigen. Da ist eine Tante gestorben und alle Nichten aus aller Welt kamen zusammen. Sie haben gefragt, ob sie am Nachmittag nach dem Essen das Zimmer räumen dürften, sie seien jetzt ja gerade hier. Selbstverständlich. Sie sind mit guter Stimmung hier aufgekreuzt und haben mit dem Ausräumen begonnen, ich habe sie kurz hochbegleitet. Und dann sah ich da diesen Topf. Er konnte nicht in der Mitte stehen, weil das Zimmer ja gar noch nicht geräumt war. Ich dachte nur «Ach Gott!». Ich konnte diesen Topf dann irgendwie unbemerkt entfernen. Ich hätte es ja schon erklären können, aber dann hätten sie sicher nachgefragt, warum wir das denn jetzt schon machen, kaum ist die Tante fort, das wäre nicht so die feine Art gewesen. Und da sagt die eine Nichte plötzlich, jetzt sei sie hier drin und habe das Gefühl, ihre Tante sei schon nicht mehr da. Und auch ich habe diese Feststellung gemacht. Gut, darüber kann man jetzt wieder lächeln, das ist mir auch klar.

Aber das kommt eigentlich von den Valsern, vor allem im Safiental, als diese damals vom Wallis ausgewandert sind. Die haben immer, wenn jemand gestorben ist, den Totenbalken herausgenommen. Der war nach Norden gerichtet, so in einem Viereck hineingeschlagen, und den hat man dann herausgeschlagen für ein paar Tage, damit der Geist rauskommt. Also eigentlich ein uraltes Ritual, das hier jetzt wieder sehr gepflegt wird und dazugehört. Davon wissen auch alle Mitarbeitenden mehr oder weniger, aber es haben alle einmal mitbekommen, dass es gemacht wird. Das machen hier die Reinigungsfrauen und nicht die Pflege. Das war etwas komisch zu Beginn. Ich habe es so begründet, dass die Reinigungsfrauen ja auch die hygienische Reinigung machen. Warum soll man ihnen nicht auch diesen Teil überlassen? Dann war es mit der Zeit okay.

Sie haben in Ihren Antworten geschrieben, dass es heute wieder Trend ist, zu Hause zu sterben.

Ja, ich habe das so in neueren Medien, vor allem in Zeitungen gelesen, dass man zu Hause sterben will. Vor allem von Deutschland her habe ich solche Berichte und Radiogespräche mitbekommen. Da erzählen Ärzte, die speziell dafür eingestellt sind und nicht im Spital arbeiten, sondern den Auftrag haben, Schwerpflegefälle zu Hause zu betreuen und zu pflegen. Und bei uns...Das Herz sagt es noch häufig, oder. Der Verstand sagt vielleicht schon, dass es eigentlich ja gar nicht geht. Zu Hause ist man zu wenig eingerichtet dafür. Ich habe einfach solche Berichte gelesen, es hat mich selbst ein wenig erstaunt. Die Wohnverhältnisse sind ja auch etwas, was die Sache eher erschwert. Früher wohnte die

Familie zusammen und es war einfach natürlicher, jemanden zu pflegen. Heute ist vielleicht niemand mehr da, oder die Person, die zu Hause ist, kann diese Pflege gar nicht mehr leisten. Letztendlich ist es auch die Frage, ob die Angehörigen diese Belastung auf sich nehmen wollen oder nicht. Und eine Frage der Vorstellungen des Betroffenen. Ich habe das hier schwach erlebt, als einmal jemand gesagt hat, er gehe wieder nach Hause. Das waren jetzt vielleicht eher Südländer. Diese Person meinte dazu auch, es gefalle ihr hier nicht, das hat natürlich mitgeholfen. Der Arzt konnte es dann verantworten, die Spitex war informiert und diese Person ist dann zu Hause gestorben. Das war eine grosse Sippenschaft. Anders geht es ja auch fast nicht.

Wie stark ist das Vorgehen in der Eiche, wenn jemand stirbt, mit religiösen Ritualen verbunden?

Das probiert man ja auch abzuklären und im Ergänzungsblatt festzuhalten, wie stark religiös geprägt eine Person ist. Ob der Wunsch nach einem Seelsorger da ist. Dann ist es unsere Aufgabe, das zu organisieren. Es kann dann sein, dass jemand speziell eine Person sprechen möchte. Oft kommt diese dann, aber manchmal hat die gewünschte Person keine Zeit und es kommt jemand, der gerade Dienst hat. Dann muss es einfach so gehen. Bei der katholischen Seite läuft das eigentlich sehr gut. Bei anderen Religionsgemeinschaften, vielleicht auch bei den Reformierten, heisst es dann eher einmal: «Muss ich wirklich kommen, ist es wichtig?». Hier habe ich das weniger erlebt, im Murhof eher. Hier ist es eigentlich nicht schlecht. Der jetzige Seelsorger kennt alle Bewohner, dann ist der Bezug einfach anders. Es ist natürlich auch zunehmend schwieriger, das hat auch die Landeskirche erkannt, weil bei der Seelsorge schlichtweg das Personal fehlt. Man kann nicht jeden Tag eine halbe Stunde vorbeikommen. Darum ist es eben wichtig, dass es feinfühligere Leute gibt, die einen gewissen Ersatz bieten können, oder eben Freiwillige, die das ohne Ausbildung auf eine natürliche Art machen können, wie damals.

Wir versuchen natürlich auch, wenn zum Beispiel die Krankensalbung angeboten wird, die man ja noch immer pflegt, die Bewohner zu bewegen und zu informieren. Nicht einfach zu sagen, wer gehen will soll gehen. Und da hatten wir auch schon Leute, die gehen wollten, aber im Bett waren und nicht kräftig genug zum Aufstehen waren. Da fragte man eben, ob sie mit dem ganzen Bett nach unten fahren wollen. Ob das denn gehe. Ja, das geht, wir fahren mit dem Lift und gehen hinunter in die Kapelle, wenn sie sich dann nicht genieren wegen der anderen Leute. Ich glaube zwar nicht, dass jemand blöd schauen würde. Da gibt es auch das Angebot, ins Freie hinaus zu gehen, in die Natur. Dazu haben wir hier extra eine Türverbreiterung gemacht, schwellenlos am Boden. Da kann man mit dem Kranken- oder Sterbebett von jeder Station, von jedem Zimmer aus mit dem Lift nach draussen fahren. Das habe ich auch später in der Literatur gelesen, dass das wieder «cool», wieder «in» geworden ist, wenn man diese zwei Wörter gebrauchen will. Einmal hatten wir jemanden, der ist im Herbst, als alles farbig war, eine Woche lang jeden Tag drei bis fünf Stunden draussen gewesen. Hat auch draussen gegessen, wenn es ging. Bei Kaplan Armin Betschart, der in dieser Zeit gerade für die Seelsorge zuständig war, hätte man ja denken können, dass er den Segen oder so nur drinnen machen möchte. Absolut nichts in dieser Art. Die Person wollte draussen sein, also war er es auch. Und die Angehörigen haben das auch bejaht, das ist ja dann wichtig.

Kann man denn sagen, dass heute allgemein weniger Aufwand von den Angehörigen betrieben wird, wenn es um die Totenwache oder die Grabpflege geht?

Das hat sich verändert, ja. Es gibt schon noch Zeichen von mehr Aufwand, aber bei einem Grossteil ist halt sehr wenig da. Dieser Teil geht vielleicht einmal noch auf den Friedhof. Das Grab ist vielleicht dem Gärtner übergeben worden, oder es ist eine Steinplatte darauf. Beim Gemeinschaftsgrab ist es ja sowieso anders, da dürfen nach Reglement keine Blumen drauf.

Andererseits kann man auch immer wieder beobachten, wie Leute jedes Jahr über zehn bis fünfzehn Jahre hinweg immer zusammenkommen für das sogenannte Gedächtnis, das wie eine Familienzusammenkunft ist und guttun kann. Da geht man auch zusammen auf den Friedhof. Kürzlich habe ich am Dreissigsten eines Kollegen teilgenommen. Da wurden etliche Jahrzeiten verkündet, dann schaut man herum und denkt sich, ach so, deshalb sind diese Leute da. Aber es wurden auch Namen heruntergelesen, wo niemand da ist. Also das gibt es auch, Familien, die es nicht mehr wissen, die es vergessen haben. Aber ich denke nicht, dass es Gleichgültigkeit ist. Allerheiligen gibt es vielleicht noch, das pflegen wir hier ja noch besonders. Aber es ist schon zunehmend so, wie du es angesprochen hast.

Dann steht hier auch noch etwas von einer «Vision Eiche».

Es handelt sich hier ja um eine Arbeit, die nie endet, sich immer weiterentwickeln soll. Zum Beispiel gehört das Angebot für ein Gespräch ein Jahr nach dem Tod zu dieser Vision. Dazu gehört auch der Trauerspaziergang. Beim Laufen können sich immer sehr gute Gespräche entwickeln. Und das Trauercafé wäre dann ein Zusammenkommen von möglichst vielen Angehörigen. Dann kann man reden und sich über seine Erfahrungen austauschen. Die Spitex Reiden bietet das seit einem Jahr an, das machen soviel ich weiss Freiwillige, also sehr schön, das finde ich etwas total Gutes.

Also handelt es sich bei der Trauerbegleitung um etwas, das noch in der Weiterentwicklung ist?

Ja. Aus dem Kanton Zug kenne ich einige Beispiele von Leuten, die das machen und sehr weit sind. Die sind in Gemeinschaften zusammen und es wird etwas mehr in kirchliche Vereine hinausgetragen und so eigentlich professionell angeboten, also institutionalisiert. Den Mitwirkenden wird von den jeweiligen Institutionen ein gewisser Betrag bezahlt.

Dann vielleicht noch zur letzten Frage, ob der Tod heute verdrängt wird. Hier haben Sie geschrieben, dass der Tod eigentlich kein Gesprächsthema ist. In den Medien werde er aber trotzdem relativ häufig behandelt.

Das ist eine erstaunliche Feststellung. In den Medien ist seit einiger Zeit sehr viel los, was den Tod betrifft. Ich habe zuvor ja schon diesen DOK-Film erwähnt, wo eine Familie, die die Mutter verloren hat, ein Jahr lang begleitet wurde. Es gibt Tageszeitungen, die Sonntagszeitungen, in denen immer wieder etwas über den Tod kommt. Oder wo man sich auch über das Kirchenjahr darauf achtet, vor allem über Allerheiligen. Das habe ich früher nicht so festgestellt, das hat sich erst in letzter Zeit so

verändert. Das finde ich so besonders, dass es in den sozialen Medien zum Thema geworden ist, aber am Stammtisch, wo man manchmal über weiss ich was, politische Themen und ernsthaftes spricht, würde man nie über den Tod sprechen. Ausser vielleicht dann, wenn gerade persönlich ein Kolleg gestorben ist. Das ist dann aber mehr ein Mitteilungsbedürfnis. Es ist in der Gesellschaft noch immer kein Gesprächsthema. Es beginnt ja schon damit, dass es heisst, jemand sei an der letzten Station angekommen, wenn er ins Heim kommt. Das klingt etwas minderwertig, irgendwie abwertend, finde ich. Das Heim soll ein Teil des Dorfes, der Dorfgemeinschaft sein. Ein Begegnungsort. Und das ist hier ja ganz stark. Letztes Jahr hatten wir eher öffentliche Veranstaltungen zum Thema Demenz. Die finden hier statt und nicht irgendwie im Rösslisaal. An einem Abend ging es letztendlich aber trotzdem ganz stark um den Tod, um Demente im Sterben. Und die Patientenverfügung wurde plötzlich zentral. Exit wurde zum Thema. Doktor Wettstein war auch da und sagte dann, es gebe ja auch noch das Sterbefasten. Er hat dann seine eigene Patientenverfügung gezeigt. Wenn er nicht mehr selbst entscheiden kann und es keine Aussicht gibt, dass er noch längere Zeit leben kann, will er keine Nahrung bekommen, einfach noch Flüssigkeit, wo es gerade sein muss. Er will dann auch nicht mehr essen. Das ist Sterbefasten. Doktor Wettstein meinte dann, das sei die vielleicht humanere Form im Vergleich zu Exit. Er hat das dort sehr stark vertreten. Mit dem Resultat, dass sehr viele Leute sich diese Patientenverfügung anschauen wollten. Bis ein halbes Jahr später gab es noch Anfragen, ob man eine haben könne. Das durften wir auch, wir hatten das Okay, seine Patientenverfügung weiterzugeben.

Die Frage ist wohl, ob es denn vor 70 Jahren anders war, ob man da noch mehr über den Tod gesprochen hat, oder ob es einfach normal ist, ihn ein wenig zu verdrängen.

Da würden wir heute wohl nicht fertig werden. Man kann die Verinnerlichung der äusserlichen Anteilnahme ja auch schlecht sichtbar machen, es ist deshalb schwierig zu beobachten. Das ist ein Thema für sich. Früher lief sicher alles natürlicher ab. Jeder wusste, einmal wird er es sein. Und heute will man ja möglichst nicht sterben.

Damals hat man aber auch noch vieles mit Angst gemacht, mit der Androhung, dass man in die Hölle kommt. Und heute stelle ich fest, dass man schon darüber spricht, wenn man direkt betroffen ist und merkt, dass einem jemand ernsthaft zuhört. Auch lange nach dem Tod. Mir kommt jetzt gerade eine Person in den Sinn, die auch voll im Berufsleben steht und doch dieses Gefäss genutzt hat. Dann haben wir wirklich auch länger über den Tod gesprochen. Das wäre überhaupt eine Analyse wert. Ob man nur meint, es werde weniger darüber gesprochen. Eine gewisse Verdrängung ist aber sicher da, weil man weniger Zeit hat zum Trauern hat oder warum auch immer. Das sieht man anhand von Ergebnissen von Psychologen, Psychiatern und Trauerbegleitern. Mit Leuten, die einfach nicht mit dem Verlust einer Person fertig geworden sind. Ich habe in der Ausbildung auch solche Leute erlebt, die wahrscheinlich genau aus diesem Grund diese Ausbildung gemacht haben. Im Wald draussen hat man das dann so richtig hinausgeschrien. Man hat Feuer gemacht und Rituale. Und so, wie sich diese Leute später dann geäussert haben, ging es ihnen danach bessert. Man hat sich dann ja wieder getroffen und es zum Thema gemacht.

Das hier ist auch ein interessantes Buch eines Mediziners aus der Schweiz über die Palliativmedizin. Das ist ein unerhört erfahrener Typ, der eben auch am Sterbebett ist und nicht bloss schreibt. Aber so

wie wir hier jetzt zusammensitzen, das ist ja noch etwas anderes. Das Wetter könnte ein Thema sein, oder der Gemüsegarten, Dass das Gespräch aber plötzlich auf den Tod gelenkt wird, wann passiert das schon? Einige sehen es wohl als privat, wie etwas anderes in der Familie auch. Aber auch Predigten über den Tod hört man eigentlich nicht. Das schätzen die Leute vielleicht eben auch nicht. Aber eins habe ich festgestellt, man trifft den Tod momentan relativ viel in den Medien. Das ist wirklich neu so, das fällt mir richtig auf. Also ist ein gewisses Bedürfnis da.

Ich hätte nun alle meine Fragen stellen dürfen. Haben Sie gerade noch etwas zum Thema?

Vielleicht noch zum Interviewort hier im Eichgarten. Das war mir noch wichtig. Ich habe zuerst an die Kirche gedacht, draussen beim Brunnen. Ich habe vielfach auch den Bewohnenden vorgeschlagen, beim Rückgang vom Friedhof noch einmal durch die Kirche hindurchzugehen. Auf der einen Seite hinein und auf der anderen hinaus, das ist ja sehr praktisch hier. Und dann kommt man wieder auf diesen Vorplatz hinein in diese Ruhe, wo man immer denkt, man könnte sich doch ein wenig auf diese Bank setzen, aber man hat ja keine Zeit (lacht)

Einfach besondere Orte, um über dieses Thema zu sprechen. So sähe ich auch die Friedhofgestaltung. Der grösste Teil der Friedhofbesucher sind ja ältere Leute. Und da wäre es doch manchmal schön, wenn sie sitzen könnten. In Hitzkirch haben sie ja mal eine riesige Anlage von etwa sieben Gemeinden zusammen gemacht. Die wollte mir nie so richtig gefallen. Gewisse Elemente okay, gewisse nicht. Und ein ehemaliger Turnlehrer, den ich kannte und wo man denkt, der sei im Alter ja auch noch fit, dessen Frau ist gestorben und wurde dort begraben. In der Nähe ihres Grabes stand dort immer ein weisser Stuhl im Gebüsch. Ich habe ihn dann einmal danach gefragt, da meinte er, ich hätte ihn in diesem Fall wohl nie gesehen. Er sei halt jeweils sehr lange vor dem Grab, und irgendwann würde er nicht mehr mögen. Deshalb habe er sich erlaubt, diesen Stuhl zu organisieren. Aber so ein Friedhof wäre doch eine Nische, wo meiner Meinung nach Gespräche stattfinden dürften. Es würden ja keine bösen Worte fallen, und wenn doch ist es vielleicht ein guter Ort, um diese zu korrigieren (lacht). Aber es könnte ja eben so ein Treffpunkt sein für eine Dorfgemeinschaft von älteren Leuten. Klar kann man den Friedhof nicht knallhart für x Franken verändern, aber ein paar Sitzgelegenheiten schaffen. Und zwar so, dass man miteinander sprechen kann, also einander gegenüber. Die älteren Leute verstehen sich nebeneinander ja schlecht. Ja. Oder dann frage ich mich manchmal, darf man das? Da ist einfach noch diese Ehrfurcht. Darf man solche Ideen haben? In Uffikon habe ich bei der Umgestaltung des Friedhofs tatsächlich versucht, mich da etwas einzubringen. Aber ich war nun einmal nicht in dieser Kommission.

9.7 Interview mit Andreas Graf

Pfarrleiter in Dagmersellen

Geführt am 16.8.2017 in Dagmersellen

Seit wann arbeitest du in der Kirche?

Seit 1990, damals als Pastoralassistent in Liestal BL. Damals hatte ich auch Beerdigungen. Danach arbeitete ich nicht direkt in der Kirche. Dann ab 1999 in der Pfarrei Dagmersellen.

Welche Aufgaben übernimmst du in deinem Beruf rund um den Tod?

Leute besuchen, die im Sterben liegen. Manchmal rufen Leute an, deren Angehörige am Sterben sind und sie wünschen sich, dass noch ein Seelsorger vorbei kommt, weil sie das Gefühl haben, es fehle noch etwas oder weil sie die Krankensalbung wünschen. Dann, wenn jemand gestorben ist, geht es darum, Abschiedsgottesdienst und Beerdigung zu organisieren. In vielen Fällen geht es aber auch darum, vom Verstorbenen Abschied zu nehmen, wo ich oft dabei bin. Ich gestalte dann eine Art Ritual. Man versammelt sich um den Verstorbenen. Zündet eine Kerze an. Die Angehörigen können noch mit dem Verstorbenen sprechen und meistens gibt es ein Gebet. Oftmals das «Vater unser».

Dann geht es auch um ein Gespräch über die Gestaltung des Abschiedsgottesdienstes und um viele Fragen, die die Angehörigen haben. Da nehme ich meistens auch die Broschüre der Gemeinde mit.

Vor allem geht es aber um die Gestaltung des Abschiedsgottesdienstes. Gibt es einen Lebenslauf, welche Lieder werden gewünscht. Welche Elemente, zum Beispiel Fürbitten, gestalten die Angehörigen mit. Gibt es Vereine die einbezogen werden... Wie sieht die Bestattung aus. Gemeinschaftsgrab, Einzelgrab, gibt es Musik. Dieses Gespräch dauert meistens mindestens zwei Stunden. Danach gibt es weitere Kontakte mit verschiedenen Personen, die im Abschiedsgottesdienst involviert sind. Meistens findet dann einige Wochen nach dem Abschiedsgottesdienst nochmal ein Kontakt statt.

Wer nimmt an diesem Gespräch teil?

Ich finde es gut, wenn möglichst viele Angehörige dabei sind. Das hat mir meine Erfahrung gezeigt. Es ist besser, wenn sich alle einbringen können. Verschiedene Ansichten können diskutiert werden.

Wie wird ein Todesfall verkündet?

In Dagmersellen läuten wir, wenn jemand gestorben ist, mittags um 12.30 Uhr fünf Minuten lang mit der Totenglocke. Das Läuten mit der grossen Glocke in der Mittagszeit fällt auf und man weiss, dass jemand gestorben ist. Als wir noch keine Homepage hatten, kamen die ersten Leute schon während dem Läuten zum Anschlagkasten, um zu sehen, wer gestorben ist. Heute sehen wir, dass die Zugriffszahlen auf unsere Homepage nach dem Läuten der Totenglocke in die Höhe schnellen.

Ausserdem verkünden wir Todesfälle jeweils im nächsten Sonntagsgottesdienst und schliessen die Verstorbenen, zusammen mit den Menschen, deren Jahrzeit gehalten wird, ins Gebet ein.

Wie kann den Angehörigen mit ihrer Trauer um einen Verstorbenen aus Sicht deines Berufes geholfen werden?

Indem ich probiere, Formen zu finden und Rituale, mit denen die Leute ihre Trauer ausdrücken und Abschied nehmen können. Oft gibt es Leute, die damit überfordert sind. Zum Beispiel gibt es solche, die sich nicht trauen, einen Verstorbenen zu berühren. Wichtig ist vielen, dass sie gemeinsam Abschied nehmen können. Manchmal finden wir eine Form, die für alle stimmt. Manchmal gibt es aber auch solche, die den Verstorbenen nicht mehr sehen wollen. Das gilt es zu respektieren. Aber es ist wichtig, dass alle nach ihrem Bedürfnis Abschied nehmen können. Die Leute sind einerseits unsicher aber auch sehr dankbar für die verschiedenen Möglichkeiten, die ich ihnen aufzeige. Es gibt grosse Unterschiede: solche die zum Beispiel den Verstorbenen küssen, mit ihm sprechen, und eben andere, die ihn nicht berühren.

Auch der Abschiedsgottesdienst gehört zu den Dingen, die helfen. Es ist wichtig, nicht nur allein, sondern auch mit anderen zusammen Abschied nehmen zu können, und eine Form zu finden, die passt zum Verstorbenen. Man kann zum Beispiel Bilder zeigen oder Musik abspielen.

Ist dieser Abschied oft so, dass der Seelsorger dabei ist?

Ja, hier ist das oft der Fall. Wenn jemand im Spital gestorben ist, übernimmt diese Aufgabe aber häufig die Spitalseelsorge oder im Altersheim der Altersheimseelsorger.

Früher ging der Pfarrer bei jedem Sterbenden auf Verhgang. Wann hat das geändert und wie wird das heute mit den Sterbesakramenten gehandhabt?

Wann das geändert hat, kann ich nicht so genau sagen. Aber in den letzten Jahrzehnten hat es auch von der Kirche her eine Verschiebung gegeben. Man spricht nicht mehr von der letzten Ölung, sondern von der Krankensalbung, die mehr als Lebenshilfe oder als Hilfe zum Sterben gesehen wird. Die Krankensalbung wird deshalb in einer gemeinsamen Feier jährlich an alle gespendet, die dies wünschen. Dieser Name verlangt nicht mehr, dass die Person direkt im Sterben liegt. Es gibt aber immer noch Leute, die die Krankensalbung beim Sterben wünschen. Aber seit 2000, als ich hierher kam, werden die erhaltenen Sakramente nicht mehr ins Totenbuch eingetragen.

Wie sieht es mit der Beichte aus?

Beichte ist selten. Es geht mehr um Krankensalbung oder dann darum, etwas zu besprechen oder zu klären.

Wie häufig wünschen sich Leute, die im Sterben liegen, Besuch von einem Seelsorger?

Es ist schwierig, da eine Zahl zu sagen. Weniger als die Hälfte. Etwa jeder Dritte. Oft kommt jemand vor dem Sterben ins Spital. Da gibt es dann durch den Spitalaufenthalt einen Kontakt, ich mache ja auch Spitalbesuche.

Sind die seelsorgerischen Besuche vor dem Tod stark religiös geprägt?

Das kommt auf den Menschen an. Ich komme nicht und sage gleich: Also wir beten. Aber ich habe gemerkt, dass wenn die Leute den Besuch eines Seelsorgers wollen, sie auch über den Glauben und religiöse Fragen reden wollen. Aber auf jeden Fall probiere ich herauszufinden, was sie wollen. Ich würde es jedoch komisch finden, wenn ich als Seelsorger vorbeigehe und wir reden nur über das Wetter. Und wenn es um das Sterben geht, haben die Leute auch noch religiöse Vorstellungen. Das ist hier stärker als bei Taufe und Hochzeit. Da geht es stark um religiöse Fragen: Was kommt nach dem Tod, was ist der Sinn des Lebens...

Josef Zihlmann spricht bei seinen Beschreibungen zum Versehung oft vom sogenannten «Allerheiligsten». Was ist damit genau gemeint?

Das Allerheiligste sind die konsekrierten, also die geweihten Hostien aus dem Tabernakel.

Hast du seit Arbeitsbeginn Veränderungen in Bezug auf den Umgang mit dem Tod wahrgenommen?

Bei der Kirche arbeite ich noch nicht so lange. Ich nehme ein gewisse Professionalisierung war. Dinge, die früher die Angehörigen gemacht haben übernehmen immer mehr die Bestattungsinstitute. Früher hat der Bestatter nur eingesargt und den Rest haben die Angehörigen selber gemacht. Zum Teil nehmen Bestattungsinstitute auch Aufgaben wahr, die früher die Kirche gemacht hat. Dass sie auch den Abschied gestalten und eine Feier machen.

Vor allem bei Ausgetretenen?

Ja, vor allem da. Da stellt sich ja die Frage nach einer kirchlichen Bestattung.

Geht das überhaupt, dass jemand, der aus der Kirche ausgetreten ist, kirchlich beerdigt wird?

Ja, wenn die Angehörigen das wünschen und es für sie wichtig ist, dann ist das schon möglich. Da spielt auch eine Rolle, dass der Abschiedsgottesdienst ja vor allem für die Angehörigen da ist und weniger für den Verstorbenen. Und es kommt auch darauf an, aus welchem Grund der Verstorbene ausgetreten ist, ob eine kirchliche Beerdigung überhaupt in seinem Sinne wäre.

Willst du noch etwas sagen, betreffend der Veränderungen im Umgang mit dem Tod?

Ja, noch zwei Dinge. Es wird immer mehr gewünscht, dass der Abschiedsgottesdienst und/oder die Bestattung im Familienkreis stattfinden. Hier auf dem Land zwar weniger, aber eben doch auch. Ich habe damit etwas Mühe. Das ist eine Art Privatisierung des Todes. Die Ansicht, der Tote gehöre nur ihnen. Ich schlage dann vor, dass die Bestattung im privaten Kreis ist und der Abschiedsgottesdienst öffentlich, damit alle Abschied nehmen können, die das wollen. Und dann wird oft auch kein Lebenslauf gewünscht. Für mich ist das schwierig, weil ich versuche, den Abschiedsgottesdienst persönlich zu gestalten und ohne Lebenslauf ist das schwierig. Wenn ich dann nachfrage, höre ich oft, dass die Leute schon Lebensläufe gehört haben, die sie nicht gut fanden, weil alles schöngeredet wurde oder weil vor allem Jahreszahlen darin vorkamen. Dann kommen wir manchmal dazu, einen etwas anderen Lebenslauf zu gestalten mit Bildern oder auch in Brief-Form.

Wie läuft eine typische Beerdigung heute ab?

Also hier in Dagmersellen und Uffikon trifft man sich zuerst in der Kirche für den Abschiedsgottesdienst und anschliessend geht man auf den Friedhof für die Bestattung. In den allermeisten Fällen sind es Urnenbestattungen und die Urne wird mit in die Kirche genommen. Zur Urne stellen die Angehörigen oft Dinge, die typisch sind für den Verstorbenen, zum Beispiel Jasskarten, ein Velorad, ein «Tschäppu», einfach etwas, das besonders war für ihn. Dann ist auch der Lebenslauf – in welcher Form auch immer – sehr zentral. Eine wichtige Rolle spielt auch die Musik. Orgelmusik, Musik ab CD oder wenn jemand in einer Musikgesellschaft war, dass diese Musik spielt. Wichtig sind auch Texte. Ich frage auch die Angehörigen nach Texten, die sie wünschen. Und Fürbitten gehören dazu, die häufig die Angehörigen formulieren. Und dann ist da noch die Kommunion, wo alle eingeladen sind. Am Schluss wird die Urne gesegnet. Anschliessend geht man auf den Friedhof. Die Angehörigen tragen die Urne und meist auch das Kreuz. Auf dem Friedhof wird die Urne dann mit speziellen Texten und Gebeten beigesetzt. Wichtig sind dabei die Symbole von Erde, Wasser und Weihrauch und am Schluss gehen alle Angehörigen am Grab vorbei, spritzen Weihwasser und nehmen still Abschied. Anschliessend treffen sich die Angehörigen und eventuell auch weitere Kreise in einem Restaurant. Am beliebtesten ist hierbei wohl die Luzerner Spezialität «Chügelipastetli».

Seit wann wird das Tragen von schwarzer Kleidung nicht mehr unbedingt praktiziert?

Das weiss ich nicht genau. Aber eher ältere Leute kleiden sich immer noch dunkel. Auf jeden Fall ziehen alle etwas Spezielles an und nicht einfach das T-Shirt von gestern. Man überlegt sich, was man anziehen soll.

Wie stark ist eine Abschiedsfeier von den Wünschen der Angehörigen und denen des Verstorbenen selbst geprägt?

Relativ stark. Ich probiere immer herauszufinden, was dem Verstorbenen entsprochen hat und was die Angehörigen wünschen. Es gibt ganz selten Wünsche, wo ich sagen muss, das geht nicht. Viel eher ist

es so, dass die Leute einige Sachen nicht wollen (z.B. Singen oder Lebenslauf). Vielleicht, weil sie schon schlechte Erfahrungen gemacht haben. Aber wenn ich dann erkläre, worum es geht, kann man das meistens entschärfen. Fest geprägt wird der ganze Abschied heute deutlich mehr als früher durch die Musik, dass zum Beispiel auch ein Stück einer Band abgespielt wird, oder durch Bilder, welche wir in der Kirche auf eine Grossleinwand projizieren können. Da fragen wir immer nach und ermutigen die Leute, dass es so sein soll, wie es dem Verstorbenen gefallen hätte oder ihnen entspricht.

Wie gross ist heute der Anteil an Leuten ungefähr, die nicht mehr kirchlich verabschiedet werden?

Hier ist dieser Anteil relativ klein. Eher habe ich Diskussionen, weil Ausgetretene kirchlich bestattet werden sollen. Tod und Beerdigung sind eher etwas, wo die Leute sich wieder religiös ausrichten, auch wenn sie sonst nicht viel mit der Kirche zu tun haben.

Hast du anfänglich von der Kirche aus noch Skepsis gegenüber der Kremation erlebt?

Nein, dafür bin ich zu wenig alt. Das habe ich weder hier noch früher in Liestal erlebt und auch in Zürich, wo ich aufgewachsen bin, war Kremation schon gang und gäbe.

Wie steht die Kirche heute zu alternativen Abschiedsfeiern und Bestattungsmethoden? Zum Beispiel in der Natur oder die Asche auf einem See verstreuen...

Bis vor einem Jahr hätte ich noch gesagt, relativ offen. Aber vor einem Jahr kam ein Papier von Rom heraus, welches klarmachen will, dass Bestattungen auf dem Friedhof stattfinden sollen und dass die Erdbestattung nach wie vor die bevorzugte Form sei. Unser Bischof hat dieses Papier aber nicht an die Pfarreleitungen weitergegeben. Die Haltung ist eher hoffen, hängt aber auch von den jeweiligen Seelsorgern ab. Ich selber habe auch schon Asche in der Natur verstreut, weil ich mir ein wie auch immer geartetes Weiterleben nach dem Tod nicht so technisch vorstelle, dass da die einzelnen Knochen wieder zusammengesucht und -geflickt werden.

Man erzählt heute noch vom «Chilelöchli» für die ungetauften Kinder. Ab wann hat die Kirche ihre Meinung diesbezüglich geändert, oder war es von Ort zu Ort verschieden?

Ja, das weiss ich nicht genau. Ich denke mir, dass es sich beim 2. Vatikanischen Konzil in den 60er-Jahren geändert hat und die «Chilelöchli» dann verschwunden sind. Heute werden Kinder in der Regel nicht mehr so früh getauft. Da hat sich von der Kirche her sicher die Auffassung geändert, dass die Taufe nicht mehr heilsnotwendig ist und dass auch ein ungetauftes Kind wieder zu Gott zurückkehrt.

Früher gab es ja noch den Siebten. Wie viele halten heute noch den Dreissigsten und das Jahresgedächtnis?

Der Dreissigste ist noch stark verbreitet, mehr als in der Hälfte der Fälle wird er abgehalten. Das Jahresgedächtnis etwas weniger. Da werden dann oft Jahrzeitstiftungen auf mehrere Jahre gemacht. Es spielt eine Rolle, ob die Angehörigen noch einen engeren Bezug zum Ort des Verstorbenen haben und sich dort treffen wollen, und es hängt auch vom Familienzusammenhalt ab. Dort, wo dieser gut ist, gibt es eher einen Dreissigsten und Jahrzeiten.

Gibt es auch ausserhalb von Allerseelen Predigten über den Tod?

Sicher am Karfreitag, an diesem Tag denkt man an das Sterben und den Tod von Jesus und macht einen Bezug zu unserem Sterben und Tod. Aber sonst ist es schon eher weniger ein Thema. Und was wir auch schon machten und diesen Herbst wieder machen, ist eine Veranstaltungsreihe mit der Volkshochschule zusammen über Sterben und Tod.

Was macht man an Allerseelen denn genau?

Alle Angehörigen, die seit letztem Jahr einen Verstorbenen in der Familie hatten, werden zum Gottesdienst eingeladen. Die Namen aller Verstorbenen werden verlesen und es wird eine Kerze für sie angezündet. An dieser Feier ist die Kirche immer sehr voll, mit Weihnachten und Ostern gehört Allerseelen wohl noch vor Pfingsten zu den beliebtesten Feiertagen. Auf diesen Tag hin werden auch die Gräber besonders geschmückt.

Welche Rituale und Bräuche bei einem Tod sind verloren gegangen, welche gibt es noch? Woran kann dieses Verschwinden von Traditionen liegen?

Als Beispiel von Verlorengang ist sicher der Versehgang zu nennen. Was auch verloren ging, ist das Aufbahren zu Hause und dass viele Leute vorbeigingen zum Beten. Auch den Trauerzug gibt es nicht mehr. Dass der Versehgang verloren ging hat sicher einen positiven Hintergrund, weil die Angst, ohne Sakrament verloren zu sein, abgenommen hat. Beim Trauerzug dürfte der Verkehr eine Rolle spielen, weil dieser heute unaufhörlich durch die Dörfer rollt und auch bei einer Beerdigung nicht stehen bleibt. An die Stelle des Betens zu Hause ist das Sterbegebet in der Kirche oder in einer Kapelle getreten, welches vor der Bestattung oder vor der Kremation stattfindet, wenn die Angehörigen das wünschen. Dass der Sarg in der Kirche aufgebahrt wird, gibt es in Dagmersellen nicht mehr, seit der Friedhof in den 60-er Jahren von der Kirche weg verlegt wurde. Die meisten Beisetzungen sind aber Urnenbeisetzungen, und die Urne wird fast immer für den Abschiedsgottesdienst von der Aufbahnhalle in die Kirche mitgenommen.

Ist der Tod für die Menschen heute schwieriger zu ertragen als vor 50 Jahren?

Das ist schwer zu sagen. Vor 50 Jahren war der Tod noch alltäglicher. Mehr Leute sind zu Hause gestorben und die Familien waren grösser, so dass alle mindestens einmal den Tod erlebten. Auf der anderen Seite hatte man viele Ängste, dass jemand nicht bereit ist für den Tod und vor dem, was nach dem Tod kommt. Heute sind wir in der Gestaltung unseres Lebens viel freier als früher, und da ist es für viele Leute schwierig zu ertragen, dass der Tod sich unserer Verfügungsgewalt entzieht. Eine Veränderung ist, dass die Leute früher mehr vor dem Tod Angst hatten und weniger vor dem Sterben und heute eher mehr vor dem Sterben als vor dem Tod. So wollen ja heute auch Leute zum Beispiel mit Exit den Tod schneller herbeiführen und das Sterben abkürzen.

Haben die Menschen heute noch Angst, für ihre Sünden im Fegefeuer zu landen?

Also das Fegefeuer ist nicht mehr so eine konkrete Vorstellung. Das hat die Kirche konstruiert als Zwischenstufe zwischen Himmel und Hölle bzw. als Läuterung für den Weg in den Himmel. Dort büsst man für alles, was man falsch gemacht hat. Diese Angst wurde eher kleiner und das finde ich auch gut. Es gibt aber auch heute Leute, die Angst haben, sie hätten etwas verpasst oder das Gefühl, etwas mit ihrem Leben sei nicht in Ordnung. Es gibt es, dass jemand Mühe hat mit dem Sterben, weil etwas nicht gut ist. Die Angst rührt weniger vom Fegefeuer her, aber mir begegnet manchmal schon die Angst, nach dem Tod für alles geradestehen zu müssen.

Wann hat sich das wohl zu ändern begonnen?

Auch nach dem 2. Vatikanischen Konzil. Da wurde gesagt, dass es bei der Krankensalbung um eine Lebenshilfe geht und nicht um etwas, das eine Auswirkung nach dem Tod hat. Und die Auslegung der Kirche wurde biblischer, und da findet man beim besten Willen nichts von einem Fegefeuer.

Stammt alles Brauchtum rund um den Tod von der Kirche?

Es ist eher so, dass schon Brauchtum da war und die Kirche das aufnahm. Und die Kirche war halt einfach für Sterben und Tod und für die Friedhöfe zuständig. Erst in neuerer Zeit wurde diese Aufgabe vom Staat übernommen. Und dann ist es halt so, dass der Staat das Leben organisiert und das hört mit dem Tod auf. Und das, was unser Leben übersteigt, was sich nicht so einfach fassen und einordnen lässt, das Transzendente oder Religiöse, ist das Metier der Kirche.

Worin unterscheiden sich Abschiedsfeiern von Katholiken und Reformierten?

Also grundsätzlich spielen in den katholischen Abschiedsfeiern Symbole eine grössere Rolle: es gibt Weihwasser, Weihrauch, Kerzen... In der reformierten Feier spielt die Bibel eine grössere Rolle: Psalmverse oder auch die Predigt. Aber grundsätzlich hängt vieles vom Seelsorger ab, der die Feier gestaltet, und diese Unterschiede können grösser sein als die konfessionellen Unterschiede.

10 Deklaration

„Ich erkläre hiermit,

- dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Benutzung der angegebenen Quellen verfasst habe,
- dass ich auf eine eventuelle Mithilfe Dritter in der Arbeit ausdrücklich hinweise,
- dass ich vorgängig die Schulleitung und die betreuende Lehrperson informiere, wenn ich diese Maturaarbeit, bzw. Teile oder Zusammenfassungen davon veröffentlichen werde, oder Kopien dieser Arbeit zur weiteren Verbreitung an Dritte aushändigen werde.“

Ort: *Dagmersellen*

Datum: *15.10.2017*

Unterschrift: *A. Graf*